Nachträge

zu

Heinrich Heine's Werken.

Briefe.

Erster Theil.

Briefe

von

H. Heine.

Herausgegeben von Friedrich Steinmann.

Was Anderen die Handschrift oder die Physiognomie ist, das ist mir ein Brief.

Erster Theil.

Amsterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Druck von Binger & Comp. in Amsterdam.

Inhalt.

Vorwort.

Die Veröffentlichung der Briefe Verstorbener und Lebender, insbesondere der Briefe H. Heine's.

„Ich kann mich nicht entschließen, die mir so kostbaren Blätter, die Briefe, die ich von Zeit zu Zeit von Heine erhielt, bei Lebzeiten *) vollständig zu veröffentlichen“ — sagt Alfred Meißner in seiner Schrift über Heine. „Die Angriffe — fährt er fort — auf die verschiedensten Persönlichkeiten, groß und nieder, berühmt und unberühmt, die

*) d. h. des Briefempfängers.

Persiflage, in der sich der Dichter ergeht, und die nicht selten über das Maaß des bei uns Gestatteten *) und Gewohnten hinausgeht, würden dem Herausgeber, der eben genug Feinde hat, eine Drachensaat von Verfolgungen heraufbeschwören. Diese Briefe müssen trotz der köstlichen Dinge, (?) die sie enthalten, liegen bleiben." —

Ich theile weder Engherzigkeit und Rigorösität, noch Ansicht und Furcht Meißner's vor der "Drachensaat von Verfolgungen" in Bezug auf die Veröffentlichung Heine'scher Briefe zunächst aus dem Grunde, weil gerade sie ihn wie durch einen Spiegel oder ein photographisches Conterfei darstellen, das Bild des ganzen Menschen uns vor Augen führen und ungehindert Blicke gewähren in die Werkstatt seines Geistes, in den Zauberpalast seiner Fantasie, weil sie zudem seine Ansichten und Urtheile über die deutsche Literatur

*) Wer bestimmt das Maaß des Gestatteten in einem Briefe?

und Politik unserer Tage und ihre Erscheinungen unumwunden zu erkennen geben, und sie sich rücksichtslos und sonder Rückhalt irgend einer Art über Freund und Feind mit gleicher Unpartheilichkeit aussprechen: der Mitstrebende wie der Antipode werden darin mit demselben Maaße der Unpartheilichkeit gemessen.

Ich stimme dem Ausspruche der Stimme bei, die sich kurz nach Heine's Tode darüber in den „Grenzboten“ über das „Recht des Publikums,“ auf Veröffentlichung aller Productionen der Heine'schen Feder erklärte, und von dieser Ansicht ausgehend, die schon in dem Vorwort zu den von mir herausgegebenen „Dichtungen Heine's“ enthalten ist, erscheinen hier in der vorliegenden Sammlung seine Briefe an Andere und mich. Daß ich nicht allein freundschaftliche und zutrauliche Briefe, sondern alle, die Interesse haben und zur Charakteristik des Verstorbenen dienen,

aufgenommen, wird man mir hoffentlich Dank wissen.

Schon eine nur oberflächliche Ansicht derselben zeigt, daß die an mich gerichteten Briefe im ersten Theile in Fassung wie Inhalt durchaus von der an andere Personen gerichteten Correspondenz abweichen. Das „trauliche Du“, von den Gymnasialjahren 1813 — 15 herrührend, und späterhin während unseres Zusammenlebens auf der Universität fortgesetzt, waltet vor und ist in allen beibehalten; sie befassen sich nicht mit Materiellem, Geschäften u. s. w.; unser Gedankentausch basirte einzig und allein auf Mittheilung unserer Ansichten auf dem Kunst-, politischen und Literaturgebiete. Und hier erscheint er gleichsam in Hemdsärmeln und Hauskamisol, mit allen seinen Schwächen, Mängeln und Leidenschaften, aber auch mit seinen Vorzügen und Tugenden, in seiner ganzen, reichen, geistigen Begabung — der ganze Heine, wie er war. Deshalb die Veröffent-

lichung seiner Briefe in unzerstückter, ganzer Gestalt, wie sie mir vorliegen von dem ersten, dem Papiere anvertrauten Lebenszeichen seines Göttinger Aufenthalts bis in seine Schmerzens- und Leidenstage hinein. Noch mehr tritt dies in den unter dem Titel: Fata Morgana der deutschen Literatur und Politik in den folgenden Theilen der Sammlung der Briefe Heine's an mich geschriebenen hervor. Eine äußere Veranlassung zur Wahl des Titels zu dieser Briefsammlung gab mir ein Gedicht Heine's unter der Aufschrift: Meine Schriften, das er mir während seiner letzten Anwesenheit auf deutschem Boden sandte und welches also lautet:

Fata Morgana sind sie alle
Mit farbigem Lichtreflexe;
Das kommt, weil meine Wärterin war
Eine leibhaftige Hexe.

Ich schaut' es selbst — vor ihrem Bett
Stand meine kleine Wiege —

Wie sie in der Walpurgisnacht
Ausflog wie eine Brummfliege.

Sie zog zur Brockencavallerie
In der Stunde der Gespenster,
Fuhr auf dem Küchenbesenstiel
Durchs offene Kammerfenster.

Nachthäßlich hat im vollsten Maaß
Sie alle Schönheiten besessen;
Doch haben ganz am unrechten Ort
Sie allesammt gesessen.

Das Rothe in den Augen saß,
In den wackligen Zähnen das Schwarze,
Das Weiße im Haar, das ganze Gesicht
War eine borstige Warze —

Eine lebend'ge Malerpalett'
Mit grellsten Farbentinten;
Ihre Stimme tönte dumpf und hohl,
Doch allermeist von Hinten.

In diesen letzteren Heine'schen Briefen, welche er mir geschrieben, waltet auch nicht die mindeste Rücksichtsnahme irgend einer Art vor. Vor mir

hatte er kein Hehl nach irgend einer Seite hin, er ließ darin allen seinen Gedanken den freiesten Lauf. Und deshalb bilden sie die reichsten Beiträge zur vollen Erkennung und Erkenntniß seines ganzen Seins und Wesens.

Es waltet aber auch noch ein anderer Gesichtspunkt zur Würdigung der Veröffentlichung der Heine'schen Briefe ob. Während nämlich andere Schriftsteller sich der periodischen Presse zur Publikation ihrer Ansichten und Urtheile bedienten, ist dies von Heine fast gar nicht geschehen. Statt in Journalen und Blättern in dieser Weise aufzutreten, vertraute er seine Aeußerungen über die Literatur und die literarischen Persönlichkeiten und Erscheinungen des Tages meist und vorzugsweise nur den Briefen an seine Freunde an. Und aus diesem Grunde allein schon steht ihre Veröffentlichung gerechtfertigt da.

So wollen diese Briefe Heine's angesehn und gewürdigt werden; so treten sie vor Publikum

und Kritik; die Stimme jenes wie dieser mögen ebenso rückhaltslos sich über sie aussprechen, wie Heine's Briefe rücksichtslos über Personen, Begebnisse, Erscheinungen und Zustände auf dem belebten Gebiete der Literatur und Politik gleich dem Grabe erstandenen Schöffen des altdeutschen Vehmgerichts ihr entscheidendes Urtheil sprechen, sonder Glimpf, nach eigener Ueberzeugung, unpartheiisch gegenüber Freund und Feind, wie dieses insbesondere in seinen unter der Aufschrift: Fata Morgana der deutschen Literatur zusammengestellten Briefen an mich der Fall ist. Er, der gewaltige Vehmgerichtsherr, ist nicht mehr, aber in seinen Schriften und Briefen sind seine Urtheile aufbewahrt; auch die alten Schöffen der Vehme sind abberufen; nur die Vehmlinde zu Dortmund steht noch uralt und kräftig. — —

Es ist in unserer Zeit — und namentlich noch jüngst in Folge der Veröffentlichung der Briefe

Alexander von Humboldt's an Varnhagen von Ense — die Frage zur öffentlichen Debatte gezogen: ob die Veröffentlichung von Briefen Verstorbener wie Lebender durch den Druck zulässig und erlaubt sei? —

Bei genauer Erörterung dieser Frage, wenn sie zu einem abschließenden Resultate führen soll, ist zunächst zu berücksichtigen: Wer der Herausgeber einer Briefsammlung ist, wer Briefe Anderer durch den Druck veröffentlicht? —

Unbestritten ist zuvörderst, daß Jeder, der einen Brief an einen Anderen geschrieben, denselben veröffentlichen kann und darf. Ebenso unbestritten ist es, daß Briefsteller und Briefempfänger nach gemeinsamer Uebereinkunft ihren Correspondenzwechsel zum Druck befördern können. So ward u. a. der Zelter-Goethesche Briefwechsel schon bei Beider Lebzeiten zur Veröffentlichung bestimmt; in mehreren Briefen der Sammlung selbst werden darüber Gedanken ge-

wechselt, und endlich der Druck beschlossen. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, welchen nachtheiligen Einfluß dieses gegenseits verabredete Vorhaben auf die Briefe Goethe's und Zelter's nach jenem gefaßten Entschlusse bei ihrer stattgefundenen Redaktion ausgeübt hat. Beide Briefsteller erscheinen darin nicht mehr wie früher ganz im Negligee ihrer Gesinnung, im Hauskleide ihres Geistes, im — man verzeihe den Ausdruck — Schlafrock ihrer Ansichten; vielmehr treten sie gar oft im Frack und mit Glaceehandschuhen auf, wenigstens Goethe, der zugleich gar häufig in der Großherzoglich Weimar'schen Geheimerathsuniform mit dem Falkenorden auf der Brust und mit Hut und Degen paradirt als Minister und Staatsbeamter. Das ist der erste und zweite Fall.

Der dritte Fall der Veröffentlichung ist der, wenn der Briefempfänger die von seinem Briefsteller empfangenen Briefe zum Druck bringt,

allein oder zugleich mit den von ihm geschriebenen Antwortbriefen, wie z. B. der Schiller-Goethe'sche Briefwechsel, worin Ersterer mit allen seinen, dem großen Genius noch anklebenden menschlichen Schwächen und Mängeln sonder Sonderung und Ausscheidung vor das Publikum — man entschuldige das Wort — geschleppt wurde, während Goethe aus seinen eigenen Briefen jede Makel sorgsam ausgemerzt hat, wodurch er in der Meinung der Welt in minder strahlendem Lichte erschiene. Sein Bild tritt daher nicht in seiner reinen Gestalt und nach seinem wahren Gehalte dem Blicke des Lesers entgegen, während Schiller im Conterfei seiner Briefe sich mit allen Flecken und Fleckchen, Warzen und Wärzchen getreu abspiegelt. —

Der vierte Fall der Briefpublication ist, wenn sie durch Angehörige, Verwandte, Erben des Briefstellers geschieht; der fünfte, wenn der Briefempfänger die Briefe seines Correspondenten

allein veröffentlicht z. B. Gagern in Bezug auf des Freiherrn von Stein Briefe an ihn; und der sechste Fall endlich, wenn Freunde oder sonst Jemand, die auf irgend eine Weise in den Besitz von Briefen Anderer gekommen sind, selbe der Druckpresse übergeben, wie z. B. Dorow's Sammlung unter dem Titel: Denkschriften und Briefe, L. Assings Ausgabe der Humboldtschen Correspondenz mit Varnhagen u. s. w.

Selbstveröffentlichung seiner eigenen selbstgeschriebenen Briefe, Veröffentlichung eines Briefwechsels auf Grund gegenseitigen Einverständnisses beider Briefsteller, Druck von Briefen eines Erblassers durch dessen Erben und Verwandte sind nie der Vorwurf und Gegenstand von Debatten geworden, und Niemand hat in allen drei Fällen das Recht zur Publikation bestritten.

Dagegen hat man die Veröffentlichung einer gegen- und wechselseitigen Correspondenz, von einem der beiden Correspondenten allein veran-

laßt, sowie die Publication von Briefen eines Anderen durch den Empfänger, vor Allem aber die Veröffentlichung durch fremde Hand, in deren Besitz sich solche Briefe befinden, desavouirt von gewisser Seite.

Diese letzten drei Fälle reduciren sich streng genommen auf zwei, nämlich auf die Publikation von Briefen eines Anderen durch den Empfänger der Briefe selbst oder durch einen Dritten, mit dem der Briefsteller in keinem Correspondenzverhältnisse und überhaupt, wie gewöhnlich der Fall ist, in gar keinem Bezuge irgend einer Art gestanden, sondern blos als Briefcompilator agirt.

Die Furcht, durch Abdruck von Briefen den Schreiber derselben, er sei Privatperson oder öffentlicher Charakter, oder Staatsbeamter, zu compromittiren, oder den Staat, dem er angehört, oder die Staatsverwaltung, worin er eine in die Geheimnisse derselben eingeweihte Stellung einnimmt, auf irgend eine Weise, in irgend einer

Beziehung blos stellen zu können, hat der ganzen, sonst kaum beachteten Sache in neuester Zeit Wichtigkeit gegeben und die Aufmerksamkeit in hohem Grade darauf hingelenkt.

Vorzugsweise hat dazu zuerst die von dem Freiherrn von Gagern veranstaltete Herausgabe der Briefe des Freiherrn von und zum Stein an ihn beigetragen, vorüber wegen der rücksichtlosen Freimüthigkeit der Ansichten und Aussprüche über politische Verhältnisse, über Bezüge bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft hinauf und wegen der scharfen Charakterisirung höher gestellter Individualitäten und ihrer Wirkungskreise und der mitunter derben Aeußerungen von manchen Seiten gewaltiges Zeter und Wehegeschrei erhoben ward, wie unlängst rücksichtlich des Humboldt'schen Briefwechsels mit Varnhagen.

Aus diesen, durch Stein's Briefe nahe berührten und betheiligten Kreise wurden viele Stimmen zugleich und zuerst gegen diesen „Unfug" der

Briefveröffentlichung, gegen diese „Indiscretion," gegen diese „Eingriffe" in „fremde" Rechtssphäre und „fremdes Eigenthum" laut, welche allesammt dieselbe Tendenz hatten, nämlich die, daß die Veröffentlichung derartiger, dem Papiere nur Einem gegenüber anvertrauter und gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmter Mittheilungen gesteuert und Mittel ergriffen würden, diesem um sich greifenden „Unwesen" ein Ziel zu setzen.

Man hatte sogar, besonders durch Dorow's fortgesetzte Sammlung veranlaßt, die Aufmerksamkeit der legislativen Gewalt darauf hingeleitet, indem man z. B. in Preußen versuchte, dieses Veröffentlichungsverfahren als mit den bestehenden Gesetzen für unvereinbar darzustellen. Die periodische Presse ließ es sich in jener Zeit angelegen sein, in einer Menge von Correspondenzartikeln aus Berlin in mehrern deutschen Zeitungen in diesem Sinne wiederholt sich auszusprechen.

Ja — man hatte zuletzt gar die Anwendbarkeit der damals in Preußen bestehenden Gesetzgebung wider den Nachdruck auf die Briefveröffentlichung zu behaupten gewagt. Allein die angezogene Gesetzesstelle ist in ihrem Sinne wie ihren Worten nach durchaus unanwendbar auf den zur Sprache gebrachten Fall; es ergibt sich vielmehr daraus deutlich, daß der Gesetzgeber dabei in keiner Weise auf Briefe hat rücksichtigen wollen. So ist es auch in der jetzigen Gesetzgebung Preußens; und verbietet überhaupt kein Gesetzbuch Europa's den Abdruck von Briefen.

Und wie kann es auch Jemanden vernünftiger Weise in den Sinn kommen, Einen, der einen Brief geschrieben hat, einen Autor und einen Brief ein Manuscript zu nennen?

Ohne eine solche Auslegung der vorgeschützten Gesetzesstelle sind wir mehr als gesegnet mit Autoren, haben mehr als Ueberfluß an Manu-

scripten; mit jener Interpretation wird uns nun gar noch die Aussicht zu einer allgemeinen Autorenschaft in noch größerer Zahl als eine allgemeine Volkswehrmannschaft und zu einem Manuscriptenreichthum wie Sand am Meer eröffnet, denn wer hat nicht einen — Brief geschrieben? —

Aber gesetzt auch — der Fall der Briefveröffentlichung könnte unter jene gesetzliche Bestimmung fallen, so verfiele auch der dawider Handelnde den daraus gesetzlich herzuleitenden Folgen; denn ein Verbot ohne eine aus dessen Uebertretung fließende Folge kennt keine Gesetzgebung. Und welche wäre die gesetzliche Folge einer solchen Uebertretung? Volle Entschädigung des Beeinträchtigten d. h. des Autors (Briefstellers).

Aber wie soll diese Entschädigung ausgemittelt, wie eine gehörig begründete Klage verfaßt werden im Falle eines Briefabdruckes? —

Gesetzt, ein also veröffentlichter Brief compromittire den noch lebenden Briefschreiber,

schmälere sein Ansehen bei seinen Standesgenossen oder der übrigen Gesellschaft, so könnte nicht einmal ein Injurienprozeß der Weg zur Satisfaction sein, da der Briefsteller *selbst* durch *seine* schriftlich ausgesprochene Aeußerungen, Urtheile u. s. w. sich discreditirte, nicht aber der Veröffentlicher des Briefes.

Daß den Rechtsnachfolgern des Briefschreibers, im Falle er verstorben, ein Schaden durch den Briefabdruck erwachsen könne, ist nicht denkbar, wenigstens nicht ein solcher, worauf eine Entschädigungsklage mit juridischem Effect gegründet werden könne. Die ganze Zwangs- und Nothinterpretation erscheint daher in ihrer wahren Gestalt und Eigenschaft, in der eines Luftschlosses.

Der gesunde Sinn führt zu dem einzig richtigen und wahren Satze: *Was mir Jemand schreibt oder sagt, schriftlich oder mündlich mittheilt, darf ich wieder mittheilen*, mit seinen Worten sowohl als ihrem In-

halte nach, vorausgesetzt, daß er mich nicht zum Stillschweigen ausdrücklich verpflichtete.

Diese individuellste Freiheit schmälern und begrenzen wollen durch ein Gesetz, überstiege Alles, was bis auf den heutigen Tag Censurwillkür und Preßdespotie nur zu ersinnen vermocht haben. —

In gleichem Maaße, wie der Briefempfänger in seinem freien Mittheilungsrechte in Bezug auf empfangene Briefe geschützt ist durch das Gesetz, muß auch der rechtmäßige Besitzer eines — wenn auch nicht an ihn persönlich gerichteten — Briefes sich ungeschmälerter Mittheilungsfreiheit erfreuen, und das ist auch nach der positiven Gesetzgebung der Fall.

Die Befugnisse Beider, dem allgemeinen Rechtsprincipe wie den speciellen Gesetzesnormen homogen, von der Willkür eines Anderen oder sogar von seinen Rechtsnachfolgern, von der Philistrosität entfernter Vetterschaften oder von der

Engherzigkeit alter Fraubasenschaften — kurz von Bornirtheit und Laune abhängig machen zu wollen, würde ein nie zu entschuldigender, viel weniger zu rechtfertigender legislativer Mißgriff sein.

Nach wie vor besteht der Satz zu Recht: Briefe sind Eigenthum des Empfängers. Darüber sind alle juridischen Schriftsteller, die darüber sich öffentlich ausgesprochen, einig. (Vgl. Mittermaier's deutsches Privatrecht. 1838. Abth. II. §. 296.) Ebensowenig erscheint der Abdruck eines Briefes als Nachdruck. Was gegen den Abdruck von Briefen irgendwo öffentlich vorgebracht worden, beschränkt sich auf halt- und gehaltlose Declamationen.

Soviel in Beziehung auf die Veröffentlichung von Briefen Verstorbener und die zur Sprache gebrachte Anwendung eines Rechtsprinzips und der gesetzlichen Bestimmungen darauf gelegentlich der nachfolgenden, von mir veranstalteten Sammlung Heine'scher Briefe, die ich hier dem Publicum

vorlege und der die von Heine an mich ferner gerichteten Briefe über die Gestaltungen der deutschen Literatur sich in den folgenden Theilen anschließen werden. —

Betrachten wir zum Schluß die Sache noch von einem ganz anderen als dem rechtlichen und gesetzlichen Gesichtspunkte! —

Während die Publication von Briefen und Briefwechseln Verstorbener von einer Seite als Verletzung schuldiger Pietät Anfechtung und Tadel erfahren hat, ist diesem Verfahren — minder engherzig — von anderer Seite Lob und Anerkennung gezollt worden.

Namentlich hat man den bedeutenden Vortheil, den für die Geschichte und Kenntniß der Zeit und des Zeitraumes, (worin gerade die veröffentlichten Briefe fallen) so großen Nutzen zu würdigen gewußt, der sich aus der Verallgemeinung derselben als vorwurfsfreier Urkunden und Quellen der Geschichte ergibt. Dagegen haben sich in

Beziehung auf die Publication von Briefen **Lebender** ohne deren zuvor eingeholte Beistimmung und Genehmigung im Ganzen mehr mißbilligende als beipflichtende Stimmen erhoben.

Dafür angeführt ist Folgendes, welches jedenfalls der Mißbilligung mildernd entgegentritt. In jedem Privatbriefe, der nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, sprechen sich Geist und Gesinnung, Kopf und Herz des Briefschreibenden frei, offen und ohne Hehl aus, und solche Briefe sind wahre Documente seines wahren Seins und Charakters sonder Falsch und Verstellung; sie sind die besten, gediegensten Beiträge zu seiner Charakteristik, vorurtheilsfreie Urkunden für die Beschaffenheit seines Geistes und Herzens, beide in ihr eigentliches, rechtes Licht stellend. In Bezug auf Charakterisirung einer Persönlichkeit sind sie daher von der größten Bedeutung.

Damit also der **Lebende** den **Lebenden**, der **Zeitgenosse** den **Zeitgenossen** wahr

erkenne und sich ein richtiges Bild von ihm verschaffe, dazu dient vor Allem die Mittheilung seiner Correspondenz, die Veröffentlichung seiner Briefe, worin er wie in einem Spiegel erscheint, sein Bild treu und wahr abspiegelnd, unverzerrt und ungeschmeichelt, in rechtem Licht und Schatten. Und warum soll der Lebende nicht zur vollen, ganzen Erkenntniß des Lebenden gelangen, sondern erst warten, bis dieser aus dem Zeitlichen geschieden? Warum soll der Mitwelt diese Erkenntniß nicht werden, sondern der Nachwelt vorbehalten bleiben? —

Allein und einzig von diesem Gesichtspunkte aus, der jeder Anfechtung und jedem Tadel kühn die Stirn bieten kann und darf, und mit Rücksicht auf diesen alleinigen Zweck muß die Veröffentlichung von Briefen lebender und in jüngster Zeit verstorbener Zeitgenossen betrachtet werden, und man darf im Vertrauen auf die Reinheit der den Mittheiler derselben dabei leitenden Tendenz auf

die Zustimmung des Publikums um so sicherer rechnen, wenn die veröffentlichten Briefe denen, die sie geschrieben, nur zur Ehre gereichen, und in Beziehung auf die Lebenden nur dazu beitragen, sich schon vor ihrem Tode eine Ehrenstelle in den Herzen ihrer Zeitgenossen zu erwerben. Man kann aber nicht genug eifern gegen die Publicirung solcher Scripturen, welche in die Categorie von Einladungsbillets, Waschzetteln und Schneiderrechnungen fallen, und deren in unserm sammelnden Zeitalter so viele bereits zur Portraitirung en negligée mißbraucht sind.

Münster im October 1860.

Friedrich Steinmann.

Bei dieser Gelegenheit richte ich die Bitte an alle Freunde und Bekannte des Heimgegangenen,

welche im Besitze von Briefen aus seiner Feder sich befinden, mir dieselben recht bald zugehen zu lassen zur Vervollständigung dieser Sammlung *).

---

*) Nach den Briefen A. v. Humboldt's an Varnhagen übersandte Ersterer dem Letzteren für seine Autographensammlung einige Zeilen aus Heine's Feder. „Empfangen Sie — schreibt Varnhagen — mit meinem wiederholten Danke die eifrige Versicherung, daß ich Alles nach Gebühr zu schätzen weiß, am höchsten doch die wohlwollende Gesinnung, welche meiner so günstig gedenkt und mich so liebreich erfreut! Die Bleistiftzeilen des sterbenden Heine sind mir ein theures Andenken und bleiben in dem Umschlage, von Ew. Excellenz Hand überschrieben, ehrenvoll verwahrt."

welche, im Besitze von Briefen aus seiner Feder sich befinden, um dieselben recht bald zugehen zu lassen zur Vervollständigung dieser Sammlung *).

*) [illegible]

An Friedrich Steinmann.

I.

Göttingen, 15. October 1820.

Da bin ich denn an der Leine berühmtem Strande angelangt. Mich drängt's, Dir ein Lebenszeichen von mir zu geben, und ich beginne wie Cicero: Si vales, bene est; ego valeo — in der königlich hannoverschen Luft. Luft und Leben an der Leine verhalten sich — das hab' ich in der kurzen Zeit, in welcher ich hier bin, ermittelt und könnte es Dir mit pythagoräisch-mathematischem Scharfsinn beweisen — zu dem Leben und der Luft am Rhein wie Dreck zu

Schnepfendreck; während dieser duftet, stinkt der andere. Nun — man muß sich auch darin zu finden wissen; gibt es in der Welt doch mehr üble Gerüche als Wohldüfte; selbst der „Geruch der Heiligkeit“ ist mir durch seinen Beigeruch von Weihrauch und Wachskerzenqualm unerträglich, und ich freue mich, daß ich nicht darin stehe, wie .... in Bonn.

Doch — ich wollte Dir von meinem unheiligen und unchristlichen, aber den heidnischen Musen gewidmeten Leben in Beul, Bonn gegenüber, erzählen, wohin ich bereits noch vor Deiner Abreise in Deine westfälische Heimath übergesiedelt war, und wo Du mich schon einige Mal damals besuchtest. Eines Genrebildes von meinem dortigen Poetenstübchen bedarf's daher hier nicht; es war ärmlich, wie alle Poetensalons im lieben Lande diesseits, indeß so opulent, als es in einem solch rheinischen Dörfchen am Rhein nur zu haben war, lag zu ebener Erde und nicht

unter dem Dachstuhle, so daß ich, wäre ich in poetischem Wahnsinn aus dem kleinen Fenster gesprungen, nicht einmal den Hals hätte brechen können, sondern ganz prosaisch mit einer Beule an der Dichterstirn davon gekommen wäre.

Mein Einsiedlerthum vom Beginn des Augustmonats an fiel mit der Reifezeit der Frühtrauben zusammen; und während diese durchsichtig wurden, kochte es in mir. Mein „Almansor“ war der Wein, den ich dort zu lesen begann, um ihn dereinst Deutschland auf den Lesetisch zu setzen, damit es, das nüchterne, sich einen poetischen Zopf oder Haarbeutel trinke.

Das Volk wird ihn ganz nach seinem Gout finden, aber der Zunft-haut goût wird ihn desavouiren; die gelahrten Zöpfe, die kritischen Astronomen an der Leine, Ilm und Saale, die den deutschen Poetenhimmel observiren durch ihre nasenkneipenden Brillen und schwarzen Augengläser zum Schutz ihres blöden Gesichts wider

den Feuerglanz solchen Meteors, werden wie die Examinatoren weiland Hieronymi Jobses ihr „Hem! Hem!“ krähen aus ihren kritischen Kehlen auf Deutschlands afterkritischem Rabenstein.

„Was weben die auf dem Rabenstein? — Vorüber!“

Der September trieb mich hinaus auf die Wanderung wie den Schneider. Die ganze sitzende große Armee der Poeten und Schneider, die mit Feder und Dinte, Nadel und Zwirn ficht, Hosen und Verse macht und Röcke flickt und Reime leimt, bedarf wie die Schaafmilch der Aufrüttelung und Bewegung, damit sie nicht vor der Zeit anfault wie Limburger Käse. Deshalb hatte ich eine Entdeckungsfahrt nach der Terra incognita zwischen Rhein und Weser beschlossen. Ich wollte mich in ihrem Lichte sonnen, in ihrem Schatten ruhen; Beider bedarf der Maler wie die Welt; kein Gemälde, keine Weltgeschichte ohne sie.

Und so darf auch das Reisebild ihrer nicht

entbehren, es sei ein Conterfei des Harzes, der Nordsee, Italiens, Englands oder der rothen Erde.

Ich trat wie Seume meinen „Spaziergang nach Syrakus“ an. Der Ahn der deutschen Touristen hatte, ehe er den Spazierstock in die Hand nahm, das Unglück gehabt, in jene Menschentrift zu gerathen, die der Landgraf von Hessen-Cassel in landesväterlicher Liebe an John Bull verkaufte, um auf den Schlachtweiden Amerikas zu grasen und von den Yankees abgeschlachtet zu werden. Theilte ich mit dem genannten Stück Menschenvieh auch nicht das Geschick, beim Uebergang über die Weser als Ochs verzollt*) zu werden, so waren uns Beiden die Kugeln —

*) Friedrich der Große befahl die Erhebung eines Viehzolles von einem jeden der nach Amerika transportirten „hessischen Landeskinder“ an der Weser; 12,600 Mann gingen dahin ab — der dreißigste Kopf der Landesbevölkerung Kurhessens — ich weiß nicht, ob Du das weißt.

mir wenigstens eine — zu Bonn bei einem „Pistolenscandal“ um die Ohren gepfiffen; er war avancirt und retirirt, ich dagegen, als wäre ich schon in Erz gegossen, unverrückbar dagestanden, und hatte mir dadurch eine Anwartschaft auf den hessischen Orden Philipp's des Beständigen verdient. — —

Die rothe Erde — Niemand in der Welt weiß, weshalb man diesen klebrigen Lehmboden Westfalens und seine Torf- und Haidenmoore so nennt — betritt man, von Bonn aus über den Rhein wandernd, an mehreren Punkten. Ich wählte — ein Freund der Frommen — die Richtung ins beschauliche Wupperthal mit seinen Tractätchen — und Manufacturfabriken, woraus der Weg über Barmen und Gemark hinaus auf Schwelm zu führt, wo man den ersten Staub der rothen Erde auf seinen Schuhen weiter mit sich forträgt, wenn man, wie ich, am 7. September 1820 in gelbem Nankingrocke — denn

es war siroccoschwül — seine Weltfahrt nach Göttingen, der Pyramidenstadt der deutschen Gelehrsamkeit antritt.

Der Rock ist der Mann — (deshalb sprach ich von meinem gelben Reisekittel —); der Satz ist wahr wie der des Pythagoras, und wenn ich ihn zuerst entdeckt, hätte ich noch einige Ochsen mehr als er den Göttern geopfert; denn sie — ich meine die Ochsen, nicht die Götter — sind überall heimisch und zahlreich wie Sand am Meer; es geht in der feinen Welt der Gegenwart recht ochsig her, z. B. in den löschpapierenen Augiasställen der deutschen Kritik, in den orthodoxen Schaafställen des Pietismus, in den hofräthlichen Dramen Raupach's, worin die Knute die Rolle des großen gigantischen Schicksals übernommen hat, und in den diplomatischen Marställen, wo unter „gütiger Mitwirkung" ochsiger Kräfte etwas Weltgeschichte gemacht wird, wobei Herr von Gentz, der „Protocollist sämmtlicher

Congresse und Ministerconferenzen Europas", das längst fertige Protocoll aus der Tasche zieht, vorliest und zu unterzeichnen bittet, damit er das Schäferstündchen und seine Studien de arte amandi bei seinen keuschen Schäferinnen nicht verfehle.

Das Protocoll ist unterschrieben, ein neues Stück Weltgeschichte fertig; die Farce zu Ende und der Vorhang fällt, wie bei einer Raupach'schen Comödie. Schade, daß dieser Tragöde, als er aus dem Juchtenlande nach dem deutschen Canaan auszog, nicht ins rothe Meer, sondern in die deutsche Dinte gerieth! — Doch ich wollte ja von Westfalen, dem welthistorischen blauen Kittel, der Uniform der Armee, die den Varus schlug, und von dem Leibkittel des Ober-Präsidenten Vincke reden! —

— — Die gutmüthigen Westfalen, welche der Franzose Voltaire in verbissenem Groll als Haidschnucken schilderte, haben das Geschick ge-

habt, auch noch unter die Federguillotine eines deutschen Homme de lettres zu gerathen, der ihnen in der Weltgeschichte den Zopf des Ruhmes Herostrat's anzuhängen sich angelegen sein ließ: „sie hätten Johannes den Täufer enthauptet und Jesum Christum gekreuzigt.“ Wer den Charakter der Westfalen wie ich auf der „rothen Erde“ selbst gründlich studirt, seinen Indifferentismus in allen Dingen, ausschließlich des Geldbeutels, kennen gelernt, hat die mathematische Ueberzeugung und Gewißheit erlangt, daß jene Behauptung nichts weiter als die Aus- und Mißgeburt eines verbrannten Poetenhirnes ist, dessen Schädel zu wohlverdienter, eigener Strafe, Anderen aber zum abschreckenden Beispiel gepfählt zu werden verdient, nachdem man diesen Volkslästerer unzerstückten und lebendigen Leibes in einem Eisenkäfig durch's ganze westfälische Land zu jedermänniglicher Ansicht geführt, wie dieses vor fast nun bald 300 Jahren

von den Westfälingern an dem Holländer Jan von Leyden und seinen communistischen Miträdelsführern wirklich executirt worden, wonach man sie mit glühenden Zangen noch ärger marterte, als die Epheser den Einäscherer ihres Dianentempels. Daß aber auch die Westfalen wegen jener biblischen Verbrechen gemartert werden sollen, wage ich nicht im Entferntesten zu behaupten, obwohl jene s. g. Wiedertäuferzangen noch vorsorglich für kommende Fälle und Generationen auf dem Rathhause zu Münster aufbewahrt werden.

Eigentlich stammt, wie schon bemerkt, diese unverbürgte Nachricht aus einer Druckschrift her, die vor 100 Jahren einem deutschen Preßbengel ihre Veröffentlichung verdankt; aber was verüben Bengel und Preßbengel nicht Alles, das weiß jedes Kind im Mutterleibe; und heißt nicht das Sprüchwort: Lügen wie gedruckt? Der Westfälinger mag deshalb ruhig Abends zu Bette

gehen und sich in seinem tiefen Federbette vergraben.

Indeß ist die Sachlage bis heute ebensowenig aufgeklärt, als die westfälische Gegend ermittelt, wo der römische General en chef Varus und seine Heersäulen von den Westfälingern niedergemetzelt wurden, und wobei sich namentlich die Münstersche Kleipferde-Cavallerie so ganz absonderlichen Kriegsruhm erworben unter dem Commando des anonymen Reitergenerals, der — ein zweiter Seidlitz — den Impuls zu einer Roßbacher Flucht auf westfälischem Boden gegeben hat, deren Resultate die der Action im siebenjährigen Kriege weit überragen. —

Die gotteslästerliche Schrift wider die Westfälinger war bei ihrem Erscheinen ein Feuerbrand, in die Heuschoberwelt der rothen Erde geworfen; er erlosch indeß ohne Anwendung von Löscheimern selbst zur Freude aller Feuerversicherungs-Gesellschaften.

Ich weiß diese Thatsache aus dem Munde eines glaubhaften Mannes, des Gastwirths Overweg zu Unna, nach zeitgenössischen Familienüberlieferungen seines Großvaters, der, wie er, die Kunst ausgezeichneter Salatanrichtung verstand, so daß man seit einem Jahrhundert zwischen Weser und Rhein den besten Salat in genanntem Gasthofe aß.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später erregten Leben und Thaten von Hieronymo Jobsen dem Candidaten einen Sturm im Wasserglase in Westfalen; es war dieses Büchlein „vorn, hinten und in der Mitten geziert mit schönen Holzschnitten“, und — was vermag nicht ein Holzschnitt? er macht das hölzernste Buch verkäuflich, das der westfälischen Jobs-Iliade so fern steht wie ein Poem der Berliner Mittwochsgesellschaft*) auf Goethe von einem Gedichte Goethe's.

---

*) Eine damals existirende gelehrte Gesellschaft in Berlin, die jeden Mittwoch sich versammelte.

Die Staatsanwaltliche Broschüre, welche die Westfälinger zu Henkern stempelt, reiht sich an folgenden Gedankenfäden auf, indem sie sagt: — Du kennst sie vielleicht nicht; deshalb extrahire ich den Sprit daraus. —

„Beide Executionen — die Enthauptung des Täufers und die Kreuzigung — sind bibelgemäß durch des Pilatus und Herodes Leibwache geschehn; in der Türkei und an den anderen orientalischen Höfen, wo man einen Menschen und einen Häring gleich achtet, und Kaiser Karl's peinliche Halsgerichtsordnung so genau nicht beobachtet, ist es bis auf diese Stunde Mode.“

„Diese ärgerlichen Proceduren des Herodes geben mir Anlaß, die Politesse der heutigen Welt zu rühmen. Wer denkt jetzt gleich daran, dem Anderen gleich die Gemahlin zu nehmen? Es geht Alles weit manierlicher zu: man bricht die Ehe nicht, man biegt sie nur. Herodes, wenn er jetzt lebte, würde seinem Herrn

Bruder die Apanage vermehren und ihm übrigens Grund und Boden gern lassen. Madame Herodias war ohnedem eine gefährliche Maitresse, wie die Gräfin C. in Sachsen, eine Hexe von Endor."

"Unsere Zeit ist auch darin weit aufgeklärter, daß man nicht mehr solch einfältigen Begriff von einem Schwure hat als Herodes. Jetzt macht sich Niemand zum Sklaven seines Wortes, wenn gleich die Sache so heilig beschworen wird, als der Morgensegen von einem kaiserlichen Kürassire. Hätte indeß Herodes, einfältigen und verliebten Andenkens, des Schwures halber sich selbst gar nicht zu helfen gewußt, so hätte er den Fall nur an die Juristenfacultät zu Susa schicken können; sie würde ihm für die Gebühr ein gutes Responsum gegeben und dem Herrn Oberhofprediger Johannes den Kopf gerettet haben."

"Die Gelehrten sind zwar bishero nicht einig über den Tanz, womit die Infantin Herodias,

die kleine Kokette, ihren Stiefvater so bezaubert und den Herrn Oberhofprediger um den Kopf gebracht, die besten Kritiker aber halten dafür, daß es eine Menuette gewesen."

"Matthäus Kapitel 7 Vers 27 nennt die Leibwache die Kriegsknechte des Landpflegers, wodurch der Evangelist des Pilati Leibgarde von den anderen römischen Soldaten unterscheidet."

"Nachdem die Römer die Tapferkeit der Deutschen kennen gelernt, nahmen sie solche gern in ihre Dienste und formirten ganze Regimenter daraus; wegen ihrer Treue wählten die Kaiser aus ihnen ihre Leibwache, ebenso die Gouverneure in den Provinzen. Das that auch Pilatus, als Germanicus aus Deutschland mit seiner Armee nach Judäa marschiren mußte, daher zu der Zeit viel deutsche Truppen in Jerusalem lagen."

"Den besten Beweis, daß Pilatus eine deutsche Leibwache hatte, liefert die Rede Agrippa's und seiner Schwester in der Apostelgeschichte

Kapitel 25., woselbst es heißt: Wo denkt ihr Narren hin? Haltet ihr Juden euch streitbarer denn die Deutschen? Wie viele deutsche Regimenter liegen nicht im Lande? Wie tapfer und geschickt sind sie nicht mit ihren Waffen! Habt ihr dergleichen große Leute wohl mehr gesehen? Der Kleinste unter ihnen ragt unter uns hervor wie Saul unter unseren Vätern. Diese fürchterlichen Kerle, die mit ihrem furchtbaren: Wer da? schon mancher jüdischen Frau eine fausse couche gemacht, seht ihr nie ohne Erstaunen an. Und dennoch seid ihr so albern, euch dagegen aufzulehnen. Bedenkt, was ihr thut, und brüllt nicht vor Dummheit wie die podolischen Ochsen."

„Den letzten Beweis nehme ich her von dem Würfelspiele über den ungenähten Rock. Bei den Römern war nach dem Corpus juris romani alles Würfelspiel vorboten, und der Hauptmann bei der Execution hätte dergleichen öffentliche Uebertretung des Gesetzes und der Kriegs-

artikel nimmermehr gelitten, wenn es Soldaten seiner Nation gewesen. Die deutschen Kriegsknechte aber, so unter den Römern eben die Freiheit behielten, als die Schweizerregimenter in der französischen Armee, hatten jederzeit die Würfel bei der Hand. Sie trugen sie beständig neben der Tabackspfeife und Schnapsflasche im Schubsack. Die höchsten Augen der Würfel waren Schiedsrichter über Alles: sie setzten Haus, Hof und Freiheit beim Würfeln auf's Spiel."

"So weit geht nun der Beweis von Pilati deutscher Leibgardenwache. Von Herodis seiner braucht's keiner weitern Ausführung, indem Josephus und Egesippus klar bezeugen, daß die Garden der Herodianer aus Deutschen bestanden. Wider alles Vorstehende wird wohl nichts einzuwenden sein, als daß man sagen mögte: es würde immer nur der Germanorum oder der Deutschen überhaupt gedacht; woher ich denn sagen könnte

daß solche eigentlich Westfälinger gewesen?"

"Goldast, ein erfahrener Mann in unseren deutschen Alterthümern, beweist gründlich, daß Deutschland damals in 3 Provinzen eingetheilt gewesen, in Rhätia, Germania und Alemannia. Germania ging von der Weser bis zum Rhein, ist also derselbe Landstrich, der heut zu Tage Westfalen heißt. Hier wurden die Römer zuerst kriegsgemein mit den Deutschen, besiegten sie, schlossen Frieden und nahmen viele Tausende in ihre Dienste. Schweigen nun die Römer von den andern deutschen Völkern und haben im Bösen und Guten nur mit den Bewohnern Deutschlands zwischen genannten Flüssen zu thun, so folgt, daß, wie die deutschen Hülfsvölker überhaupt Westfälinger gewesen, also auch die damals zur Leibwache ausgehobenen großen Kerle diese Pumpernickelsche Gegend zum Vaterlande gehabt, auch sind ihre Namen westfälischen Ursprungs,

und nirgends so gemein wie in Westfalen, und lassen sich in keiner Mundart so gut wiedergeben. Z. B. ist Arminius der westfälische Harm oder Hermann, Claudius Civilis Claus Jorgersen, Malloventus Malle Vent d. h. liederlicher Bursche.«

»Endlich wird mein Satz auch bewiesen durch die westfälische Colonie, die sich zu der Zeit in Judäa befand; denn diejenigen von diesen deutschen Hülfsvölkern, die invalide wurden, oder nicht Lust hatten, den weiten Weg wieder nach Hause zu gehn, siedelten sich dort an und hießen die Gergesöner. (Matthäus Kapitel 8 Vers 20.) Sie waren es auch, welche sich hauptsächlich auf Schweinezucht legten und westfälischen Schinken räucherten. Wären sie keine Westfälinger gewesen, so wäre dies gewißlich nicht der Fall; sie würden gleich den Juden das Schweinefleisch nicht für koscher gehalten haben.«

»Genug, daß aus Vorstehendem die Wahrheit meiner Behauptung überzeugend sich ergibt,

Sollte etwa hie und da der Beweis nicht vollkommen mathematisch sein, so habe ich wenigstens meine Schlüsse wahrscheinlicher gemacht als der Magister ...... zu Halle, der ein Collegium über das deutsche Staatsrecht las und als Handbuch die Offenbarung Johannis zum Grunde legte."

Also die Quintessenz jener hochwichtigen Schrift! Ich aber wasche wie Pilatus meine Hände in Unschuld. Auffallend ist, daß diese seltene Schrift unsere druckselige Zeit nicht längst wieder aufgefrischt hat. —

— — — Gewährt auch ein Theil des Landes der rothen Erde für Auge und Ohr nicht viel, so liefert es dem Munde die manichfaltigste Ausbeute; für Gourmands ist Westfalen ein wahres Canaan, wenn auch ohne Calephstrauben. Es ist reich gesegnet mit Kibitzeiern, Schnepfendreck, Krammetsvögeln, Auerhähnen, Wildenten, Sau-, Hoch und niederem Wild aller Art, und

da läßt man sich denn schon eine Wanderung durch Haiden und Moore, über Knüppeldämme und Wallhecken gefallen; denn nach gethaner Arbeit gibts volle Schüsseln. Ist mir doch selbst und meinem Touristenmagen eine ganze Schnepfe gar oft wohl bekommen, von den Forellen gar nicht zu reden; acclimatisirt man sich doch in der Gourmandise Westfalens gar schnell ohne Acclimatisirungsgesellschaften und bekommt bald einen — westfälischen Magen. Die Ermittlung der Ursachen dieser schnellen Magenmetamorphose böte ergiebigen Stoff für eine medicinische Preisaufgabe. Wunder nimmt mich, daß der römische Poet und Gourmand Ovidius Naso, der eine so feine, geübte Nase und ein so großes Leckermaul hatte, und die westfälischen Landes-Leckerbissen genau kannte, in seinen Metamorphosen nicht auch den westfälischen Magen besungen hat; verewigt hat er sich bis auf unsere Zeiten, und den westfälischen reichen Stuhlgang bekunden bündiger

und sicherer als Notariatsacte die schlechten Gedichte der westfälischen Poeten. — Unübertroffen aber und ebenbürtig den deutschen Dichtern aller Jahrhunderte steht der große Schöpfer der Jobsiade da, unnachahmbar, ewig jung, unerreichbar und deshalb unsterblich neben Goethe, Schiller, Jean Paul und — Heine; doch ein westfälischer Magen ist kein Gedicht, sondern eine Thatsache, die wenn auch nicht zur Unsterblichkeit, doch zu hohen Jahren führt. Indeß — —

Das nächste Mal mehr über die rothe Erde! Schreibe mir, was Du von einem westfälischen Reisebild hältst?

II.

Göttingen, 29. October 1820.

Mit zusammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich eben im Begriff, einen Himmel und Hölle zersprengenden Fluch hervorzudonnern, womit ich den dritten Act meiner Tragödie (Almansor, abgedruckt in seinen „Tragödien“) schließen wollte, als ein königlich hannover'scher Postbeamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat sich mein ganzes Wesen; doch der Fluch, der hübsche Fluch ist dadurch zum Teufel gegangen. Indessen der Schaden ist

so groß nicht, Heine kann nicht lange in einer seelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht schon die nächste Stunde schickt mir einen Aerger an den Hals; die bösen Geister steigen wieder ins Haupt und besagter Tragödienfluch bricht um so furchtbarer heraus.

Wirklich schon, während ich diese Zeilen schreibe, verfliegt allmälig meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Brust ist, und diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. Fräulein Reue — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterscheide ich die Worte: Du hättest in Bonn bleiben sollen.

Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich sie in allerlei Variationen nachgreine und die ganze Tonleiter durchseufze! — Ich habe

es ja nicht besser gewollt und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Aerger seine Strümpfe denselben nachwarf.

Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamire, so will ich Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyire. Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beuls zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffel, mit der einen Hand Mackeldey's Institutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauscht:

Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchst tragisch? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn d'rin, als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieser Brief, wie Ihr an der Aufschrift ersehen könnt, ist an Euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, jedem von Euch privatim zu schreiben; sintemal ich doch sehr gut weiß, daß das, was ich dem Einen schreibe, dem Andern nicht gleichgiltig ist. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreise gelebt, was ich in Beul gesagt und gesungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirst Du gewiß schon an — — — erzählt haben: ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den 3. Akt meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich

werde ich diesen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens ein großes Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eignes Selbst hineingeworfen, mitsammt meinen Paradoxien, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Druck. Es wird schon aufs Theater kommen — gleichviel wann. — Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sei, als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht. — Ich habe mich ganz an den Komment des Aristoteles gehalten und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner

auch gesucht, etwas Poesie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht so viel als im Cervantes von Hofrath G. Döring. Ueber meine Gedichte nächstens. — Du siehst, mein guter Steinmann, daß ich gegen meine Gewohnheit viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasselbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzen ist Deine Muse niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schone nicht das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen Dich selbst! das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten“ gehts, Gottlob, recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch Demagogia manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher

Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt und über Beide den ehelichen Segen aufgesprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine solche Weihe der Poesie auszuüben; — doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, Du wirst vor Verwunderung die Augen aufsperren, wenn Du siehst, welch ein tüchtiger Poet unser „Poet“ jetzt geworden ist. Er hat meine Ermahnungen beherzigt und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: „das Dichten ohne dabei zu denken“ und das folenische*) Kraftwortteresiren endlich abgelegt. Ich habe lange nichts so hübsches und zartes gelesen, wie eins

*) C. Folen, der bekannte in Amerika verunglückte Literat.

seiner Sonette; seine Apologie des Nibelungenliedes, enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen; endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umsungen hat, duftet und flimmert wie gold'ner Johannisberger in einem schöngeschliffenen Krystallpokal. Du weißt, ich lobe selten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, so quillt es mir um so unaufhaltsamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüstig, mein lieber Poet! den Lorbeer verdienst Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten soll, dafür laß nur mich sorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde! Der Mond wird noch immer im selben Glanze leuchten, wenn längst die Hunde verstummt sind, die ihn anbellen. Sein Goldschimmer erstreckt sich über die ganze Erde. Aber wie weit erstreckt sich die Stimme eines Hundes?

Ich habe mehre Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die persönliche Bekannt-

schaft von Dr. Schulz gemacht. Mit seinem Associé habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zusammen machten. Recht gut bin ich von Beiden aufgenommen worden. Aber mein wundersüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poesie, hat sich dort sehr ennuyirt. Ich habe meinen Vorsatz aufgegeben, auf den Sandsteppen der Mark einige Blumen aus unserm Poesiegärtlein zu verpflanzen, und den Samen derselben dort wuchern zu lassen; denn mit dem Unterhaltungsblatte ist durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim'schen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demselben zugestellt, lieber Steinmann; doch bei obiger Bewandtniß der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck sehr saumselig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das

Verlangen nach Euch, liebe Freunde, nächsten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, Ihr werdet einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. Rousseau wird sich an Steinmann's löbliche plastische Umrisse gewöhnt haben und Steinmann an Rousseau's romantischen Farbenschmelz und Wortfluß. Aber keiner soll sich an der Eigenthümlichkeit des andern vergreifen. —

Ich werde Euch nächstens mehr schreiben über meine Studien, mein Poetisiren, meinen Umgang 2c. Ich habe Dr. Hundeshagens sämmtliche Aufträge richtig besorgt, welches ich ihm nächstens selbst schreiben werde, da jetzt die Post abgeht und es zu spät ist, noch etwas zu schreiben. — Denkt Euch, Hofrath Beneke ist hier der einzige, welcher über altdeutsche Literatur liest, und nur (horribile dictu) 9, sage neun Zuhörer hat. Zu diesen gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen im nächsten Sommer über Nibelun-

gen lesen wird, so möchte mich dies wahrscheinlich nach Bonn zurückziehn. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich Deinen Brief erbrochen (in England steht der Galgen darauf) erhalten habe. Schreibe mir nur recht viel; ich hatte lange auf Briefe von Dir gewartet, und erhalte nach so langem Warten nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unsere Freunde. Leb' wohl, sonst geht mir noch die Post ab. Schreibt, schreibt, schreibt bald!

III.

Göttingen, 4. Februar 1821.

Staune! staune! staune! — Ich habe hier das Consilium abeundi erhalten! —

Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgesucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Uebertretung der Duellgesetze

auf ein halb Jahr consiliirt. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben. An . . . . . . kannst Du diese Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erst das Wort abnehmen, daß er sie nicht weiter

plappert. Denn die dortigen Düsseldorfer würden es erfahren und nach Hause schreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannst Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorstellen; sehnsüchtig Spieße*) von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, so sitze ich schon den ganzen Morgen und schrieb so eben Jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm,
Da kommt plötzlich wie's Verhängniß
Des Consiliums Bedrängniß
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiter schieben.

Aber wohin soll ich mich schieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältnisse halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Universität bestimmen wird, wohin ich mich be-

*) Gelder.

geben soll. Wahrscheinlich wird es Berlin sein. Ich werde Euch dieses näher anzeigen. —

Mit Vergnügen sehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eisernen Nägeln beschlagen hast, um besser den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine übersandten dramatischen Proben gelesen und abermals gelesen. Doch daß Du mein Urtheil über dieselben verlangst, setzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menschen im Allgemeinen, um nicht zu wissen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigst um die strengste Beurtheilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deswegen just nicht hassen wird, man ihn doch deshalb nicht noch desto mehr lieben wird. Denn die Menschen sind die eitelsten unter allen Kreaturen, und die Poeten sind die eitelsten unter allen Menschen.

Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majestätsverbrechen.

Das ist eben mein Wahnsinn, und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich sehe es Dir an, guter Steinmann, Du hast mich beim Rock erfaßt, und bestehst darauf, daß ich mich über Deine Dramen aussprechen soll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangst, über meine eigne Tragödie sprechen.

Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität

schaut überall draus hervor; überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drathfigur. Eine Tragödie muß drastisch sein — murmelt er, und das ist das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere ist etwas wahrscheinlicher. Denke Dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so preziös, geglättet und gerundet wie in der Phèdre oder in der Zaïre. Du wunderst Dich?

Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegels Ion, nämlich weil letztere ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist.

Nach Deinen Probeszenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen diesen Fehler haben werden. (Von der Ueberschrift dramatisches Gedicht nehme ich keine Notiz; so etwas besticht mich nicht.) Wenigstens wirst Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch gute? Das ist die Frage — sagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausstehlich sind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus lasse ich dort gelten. Doch dürfen diese nicht reimen; höchstens in ganz lyrischen Stellen, wie z. B. das Gespräch von Romeo und Julie, durchaus nicht

in ruhig gehaltenen Expositionsszenen, wie in Deiner Anna von Cleve. Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metrischer Hinsicht finde ich die Jamben weit besser, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold“, dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetischen Bilder in jenen zwei Proben sehen aus wie König Pharao's magere Kühe. Was mich am meisten bei Dir wundert, ist, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die Anna von Cleve fertig. Ich glaube, Du könntest sie auf die Bühne bringen, wenn Du Anspielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England einwebtest. Studire jenen Prozeß! Aber überhaupt sei streng gegen Dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug anzuempfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Sadi:

Streng sei gegen Dich selbst. Beschneide die üppigen Reben,
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes als das unbesonnene Gedichte-auto-da-fé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beiseitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel theurer sein als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu erstern aber ungeheure Anstrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt daran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon

20 Mal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kritischer Miene entwickelt. Den rheinisch-westfälischen Almanach habe ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet"? Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machst Du? Ich spreche jetzt sehr oft von Dir mit Deinem Freunde — — — Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft des letztern gemacht. Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas klares, reines, bestimmtes, heiteres. Er hat mit sichtbarem Vortheil seinen Goethe gelesen, und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamisol Waldeck ist ein sehr guter Poet, und wird mal viel leisten. Ich habe durch Wort und Beispiel beide tüchtig angespornt, habe denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigstens bei letzterem dieser Saame wuchern

und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholisch geworden sind?*) Nun muß ich endlich doch in einen sauern Apfel beißen und Dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du thust mir Unrecht, wenn Du glaubst, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerst zierlichen und höflichsten Antwort: daß er gar zu sehr in diesem Augenblick mit Verlagsartikeln überladen sei. Ich will jetzt sehen, daß ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken lassen. Lebe wohl!

H. Heine,

St. Juris.

---

*) Es waren die Gebrüder Goßler, von denen der eine jetzt noch Franziskanermönch zu Paderborn ist.

Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen. Du und der Poet, Ihr könnt mir daher nicht eher schreiben, bis ich Euch nochmals geschrieben habe. Dies soll in vier Wochen geschehen.

IV.

Berlin, 10. April 1821.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe im Rückstande ist. Sollte ich es sein, was auch sehr wahrscheinlich ist, so habe die Güte mich zu entschuldigen.

Was Du auch erdenken magst, das mich entschuldigen könnte, so wirst Du leider immer die Wahrheit treffen. Aergerliche Stürme, Verlust des Allerliebsten, Krankheit und Unmuth und dergleichen schöne Dinge mehr sind seit zwei Jahren die hervorragendsten Punkte in dem Leben Deines Freundes. Ich tröstete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daß Du alte und neue

Wunden aufreißest und Herzblut in Briefcouvert ihm zuschickst. Aus manchen meiner trüben Lieder, das ihm hie und da an's Ohr geklungen sein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Brust seines Freundes aussieht; am meisten aber beschwichtigte ich mich mit der Unkenntniß Deiner Adresse. Diese letztere Entschuldigung gilt aber nicht mehr seit vier Monaten; ich erfuhr, daß Du in Münster bist, dem Christian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck rollen, weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felsenlast von der Seele rollt. Der ehrliche Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird als die Eide von Hunderttausenden, dieser Christian soll bürgen, daß meine Gesinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barsch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen besten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual

ihre Liebe verkenne und fortweise. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da soll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von Deinen poetischen Arbeiten ist mir seitdem manches zu Gesicht gekommen, und das meiste hat mich auf ungewöhnliche Weise angesprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelassen. Du kennst von Alters her meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit in solchen Dingen, und wenn Du noch der Alte bist, und noch das alte Zutrauen zu mir hast, so wird Dich ein solches Urtheil gewiß nicht verletzen. Einige Deiner Lieder haben mir sehr gut gefallen, doch in einem derselben hätte ich über das alte, wohlbekannte holprige h o l d fast ein Bein zerbrochen; und wie sehr das Trauerspielchen *) Achtung und Beifall in Anspruch nahm, so wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle desselben fast erfroren. Ich hoffe,

*) Die Rast im Kloster.

daß Du etwas schreiben wirst, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine Tragödien haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein ächter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel schlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freilich unsere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen. Kennst Du den Carl Immermann? Vor diesem müssen wir Beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das

ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige gibt. — Ob Du mir mal schreiben wirst, das hängt ganz von Dir ab; wenigstens sollst Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adresse nicht kennst. Diese ist an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moser, neue Friedrichsstraße No. 47.

Ich reise in 14 Tagen von hier ab; aber meine Briefe werden mir nachgeschickt. Anbei erfolgt ein Exemplar meiner Tragödien.

Dein

H. Heine.

V.

Berlin, 1. Mai 1821.

Seit gestern bin ich über einen literarisch-antiquarischen Fund in so freudiger Aufregung, daß ich Dir Beides, meinen Fund und meine Freude mittheilen muß. Bei einem Antiquar sah ich einen alten Band ohne Titel, den ich, weil er sehr alten Druckes war, und spanische Gedichte enthielt, für wenige Groschen erstand. Du weißt, daß ich vom Spanischen soviel verstehe wie eine spanische Kuh vom Französischen. Das hinderte mich aber nicht. Mit meinem Funde unterm Arm eilte ich zum Professor V. Schmidt unter dem Vorwande, ein Collegium publicum bei ihm zu belegen und zeigte ihm meinen Schatz. Und wirk-

lich war es ein Schatz, und noch dazu ein alter, ungehobener, bis dahin in Deutschland unbekannter Schatz, eine Sammlung altspanischer Romanzen aus dem 16. Jahrhundert, wie Herr Schmidt, nachdem er eine Zeitlang darin herumgeschnopert, mir sagte, und in meiner Gegenwart in einem „Romanze von Don Manuel de Leon“ überschriebenen Gedichte die Quelle der Schiller'schen Ballade: Der Handschuh (In seinem Löwengarten u. s. w.) erkannte.

In meiner Freude, in den Besitz solchen Kleinodes gekommen zu sein, bat ich Herrn Schmidt, mir das spanische Original zu verdeutschen. Ich zog Brieftasche und Bleifeder hervor, und schrieb seine Uebertragung stante pede nieder, nahm meinen Schatz, dankte bestens und setzte mich, auf meiner Kneipe angekommen, sofort hin und schritt an's Werk, d. h. die prosaische Uebertragung zur Rechten, das spanische Buch zur Linken, stümperte

ich eine poetische (!!) Uebersetzung der Ballade zusammen, die sich ganz hübsch liest.

Damit auch Du Dich davon überzeugst und meine Freude theilst, lasse ich sie hier gleich nachfolgen. Der Himmel weiß, welche Schätze dieser spanische Schatz birgt, und ob nicht am Ende Schiller und Goethe sie als poetische Fundgrube benutzt haben. Da lohnte es wahrlich etwas Spanisch zu lernen. Die Inquisition hat in Hispania des Unheils viel angerichtet; meine spanischen Inquisitionen könnten am Ende unter unsern deutschen Poeten noch größeres anrichten Es lautet nach meiner klassischen Uebertragung aber also die

Romanze von Don Manuel de Leon.

Donna Anna von Mendoza,
Reich und edlen Stamms, anmuthig,
Ging an einem Nachmittage
In dem Königlichen Palast,

In Begleitung edler Ritter
Und nicht minder schöner Damen;
Und auf hohem Belvedere
Ließen sie zur Rast sich nieder.

Oben auf dem Löwenzwinger,
Den verschloß ein eisern Gitter,
Rastete sich Donna Anna,
Und zugleich die andern Damen,
All' in achtsamer Betrachtung
Der vier Löwen, die im Zwinger.
Da verfiel auf den Gedanken
Donna Anna, daß sie prüfe,
Wer von allen den Begleitern
Wohl der ritterlichste sein mögt!

Und wie aus Unachtsamkeit
Ließ sie ihren Handschuh fallen
Durch das Gitter in den Zwinger.
Lieblich, hübsch klang ihre Stimme,

Und so sprach sie zu den Rittern:
„Wer ist also muthig, Ritter,
Daß er in den Zwinger stiege
Und aus dieser Ungeheuer
Mitte mir den Handschuh hole?
Ungern nur vermiß ich ihn.
Wer ihn wiederbringt — ich schwör' es —
Ist der Ritter meiner Wahl,
Mein Geliebter und mein Gatte.“
's hört die Worte an Don Manuel,
Ritter sonder Furcht und Tadel;
Und er fühlt der Worte Schimpf
Für den ganzen Adel Spaniens,
Reißt das Schwert aus seinem Gurte,
Schlägt den Mantel um die Schulter,
Steigt kühn in den Löwenzwinger,
Sonder Beben, sonder Wanken.
Festen Schrittes geht er vorwärts:
Staunend und mit stieren Blicken
Schau'n ihn an die Mähnenträger;

Keiner regt nicht Schweif, nicht Tatze.
Und den Handschuh hebt vom Boden
Auf der Ritter, steigt die Stufen
Wieder aufwärts, kehrt zurück.
Und den Handschuh in der Linken
Trägt er hoch empor, ihn zeigend,
Und versetzt damit der Donna
Einen Streich auf ihre Wange,
Mit den Worten: Nehmt ihn, Donna!
Aber seid auf eurer Hut,
Um den lump'gen Lederhandschuh
Je zu spiel'n mit Rittereḥre!
Wandt' sich drauf zum Kreis' der Ritter
Mit den Worten: Wer mit dem,
Was ich that, nicht einverstanden,
Ist von mir zum Kampf gefordert! —

Drauf die Donna nahm das Wort
Hingewandt zum kühnen Ritter,
Bittet ihn um Herz und Hand jetzt,

Weil an ihr das alte Sprüchwort
In Erfüllung sei gegangen:
Wer dich liebt, der züchtigt dich.

Und von dieser Red' bestochen
Gab er statt des Backenstreiches
Angesichtes der Versammlung
Hand und Kuß der Donna Anna,
Und noch selben Tages wurde
Ihrer Herzen Bund geschlossen.

Du siehst hieraus, daß ich den Schacht aufgefunden, aus welchem Schiller eine seiner Romanzen-Erzstufen heraufholte. Vielleicht bin ich auch noch der glückliche Columbus, der das Amerikanische Silberbergwerk wieder aufschürft, welches Goethe ausbeutete.

Mit obiger Entdeckung in obigen Zeilen wirst Du Dich für heute begnügen und meine Weltentdeckungsfreude im Musenreiche theilen. Nimm

übrigens daraus als Lehre und Moral, auch einem alten vergilbten Lederbande im Antiquarladen den gehörigen Respekt nicht zu versagen!

Dein — —

VI.

— — — — — — 1829.*)

Du wünschest ein gutes französisches Lustspiel der Gegenwart, um es zu übersetzen und auf das deutsche Bühnenrepertoir zu bringen. Dem Dr. Christiani ist eins unter dem Titel: La mêre rivale. Comedie en 3 actes et en vers par Casimir Bonjour, zugekommen, welches am Schlusse des verflossenen Jahres zu Paris im Druck erschien. Ob es auf einem der dortigen Theater zur Aufführung gelangt ist, weiß ich zwar nicht, bezweifle es indeß nicht, da es auf höherer Stufe steht, als die gewöhnlichen Machwerke des Bühnenstücksfabrik-Crethi-Plethi

*) Ort und Datum sind abgerissen.

an der Seine. Du erhälst es in beikommendem Paquetchen.

Der Stoff desselben ist uralt, antediluvianisch, und reicht bis zur Frau Eva in's Paradies hinauf, er ist ein Sippe der siberischen Mammouth's, die dort vor Jahrtausenden gelebt, und mit Haut und Haar seit ihrem, gleichfalls vor Jahrtausenden erfolgten gottgefälligen Hinscheiden dort im Eise sich mit den Mumien Egyptens um die Wette — wahre und wahrhaftige Conservative — conserviren. Das Thema des Bonjour'schen Bühnenstückes ist so oft in der Welt gespielt, warum nicht auch einmal auf den Brettern, welche die Welt bedeuten? —

Herr Bonjour ist ein guter Tag für die französische Bühne und das französische Lustspiel, der vor unseren Augen angebrochen ist, schönes heiteres Bühnenwetter versprechend. Alle Anzeigen sind da, alle Regeln der Wetterprophezeikunde treffen ein. Die schwüle Gewitterluft der

Reifrocklustspiele sammt ihrem Pomadenduft ist gewichen, die Nebel der dramaturgischen Etikette sind verschwunden, die Wölkchen der Bühnenkonvenienz, die in Frankreich gleich Bühnendecorationswolken stereotyp geworden, sind entflohen: ein reines klares Azurblau kündet heiteres Lustspielwetter an.

Casimir Bonjour ist einer der besseren neueren Bühnendichter Frankreichs und steht in Reih' und Glied mit Delavigne. Auch in Deutschland ist er bereits durch sein Lustspiel: le mari à bonnes fortunes bekannt, welches nach Lambert's und Kurländer's Uebertragungen oft aufgeführt worden. Sein Lustspiel l'education ou les deux cousines und das vorliegende sind in Deutschland noch fremd.

Schon der Titel des Letzteren: Die Mutter als Nebenbuhlerin deutet den Stoff desselben zur Genüge an, erschöpft ihn fast. Fürwahr — ein reiches Sujet, ein helles Lustspiel-

licht, welches der französischen Bühne aufgegangen ist, und ihre Nacht in Tag umwandelt. Ich erinnere mich augenblicklich keines deutschen Lustspiels, welches diesen Stoff behandelt. Liegt er denn so fern? Muß er mühsam gesucht werden? Gewiß nicht. Er ist dem Leben entnommen, und findet sich oft im Leben.

Und dennoch ist die Idee, eine Mutter als Nebenbuhlerin ihrer Tochter erscheinen zu lassen, so neu als glücklich; neu und glücklich auf der Bühne, alt und unglücklich im Leben. Aber kunstgerechte Behandlung und Bearbeitung dieses Stoffes für das Theater ist unzähligen Schwierigkeiten unterworfen. Herr Bonjour hat sie glücklich überwunden. Die Verwicklung ist sinnreich, spannend, nicht langweilend und endlos wie ein reichskammergerichtlicher Prozeß, die Sprache rein, und Vers und Maaß tadellos. Das Stück hat in Frankreich lebhafte Theilnahme gefunden; umsomehr ist zu wundern, daß

die Werbunterofficiere für die deutsche Bühne — die Schnellübersetzer französischer Lustspiele — das Stück nicht längst als Rekruten gepreßt d. h. übersetzt haben. Doch zum Lustspiel selbst:

Gräfin Dorval — doch lasse ich das Kammermädchen Lisette sie lieber schildern; es ist keine dumme Gans, wird aber oft von dem Bedienten Comtois unterbrochen. Wir geben den Auszug gleich am besten in deutscher Uebertragung:

Lisette.

Ich will sie schildern — höre! manche Dame
Wird drin vielleicht sich wieder finden können.
Gering beschenkt mit Gütern vom Geschicke,
Vermählt' sie sich mit einem reichen Alten,
Der kränklich, Podagrist, und — wie gewöhnlich —
Der jungen Wittwe schöne Tage schuf,
Ihr hinterlassend, ihre Trau'r zu lindern,
Gefüllte Beutel neben zweien Kindern.

Sie hat ein gutes Herz, doch Leichtsinn auch;
Die Kinder liebte sie, wie sich's geziemt;
Allein Vergnügungen liebt' sie noch mehr.
Gesellschaft war der Gräfin nach Geschmack,
Und von dem Strudel ward sie bald ergriffen.

Comtois.

Und ihre Kinder?

Lisette.

War die Welt ein Ort,
Für sie ersprießlich? Nimmermehr. Sie schickte,
Sich zu befreien von dem schweren Joche,
Den Sohn in die Pension, auf's Land die Tochter.
Drauf überließ sie sich mit Sicherheit
Dem Rausche der Vergnügen, die sie liebte.

Comtois.

Und ihre Kinder?

Lisette.

Gleich — muß mich besinnen.
Entfernung wird zu leicht der Kälte Mutter,
Und von der Kälte kommt man zum Vergessen.
Denn ist man in Paris, kommt's leicht dahin.
Und so geschah's auch hier, bis unser Fräulein
An einem Tage unverhofft erschien.
Die Gräfin sah, daß sie herangewachsen,
Hat den Verdruß, daß man gar schön sie findet;
Und Mütter, die beginnen zu verlieren,
Betrachten stets die Tochter und den Spiegel.
So oft ein Reiz auf ihrer Wang' erlischt,
Sieht sie, wie sich der Tochter Schönheit mehrt.
Wenn man verliert, und Andre sich bereichern,
So kann man drum ein wenig Kummer ernten.
Nicht gilt's der Gräfin; sie ist schön, weiß zu
gefallen;
Doch andrer Kummer nagt in ihrer Brust:
Noch ist sie in der Blüthe ihrer Jahre,

Ist reich und schön, und Freier ohne Zahl
Bewerben sich um ihre Wittwenhand.
Ich weiß — doch unter uns — man spricht
von Heirath.

Die Eifersucht ist der Gräfin Kummer, der Vampyr, der ihr Herzblut saugt, der Gedanke, daß die schönere Tochter ihr die Freier, vorzugsweise den Chevalier Belcour abwendig mache, und sie statt einen Ehemann einen — Eidam erhalte. Deshalb wird der Tochter Anwesenheit verheimlicht; die alte Hofmeisterin Gertrud mit ihrer Gouvernantenweisheit, ihrem gelehrten Dünkel und geckem Stolze ist der Cerberus, der sie im Orkus, einer verborgenen Kammer des Hauses, bewacht. Indeß ist diese Sorge der Mutter überflüssig; die Tochter hat bereits ihr Herz verschenkt. Germon, Belcour's Freund ist insgeheim Sophie's Geliebter. Belcour spielt den Vermittler (auch den Postillon d'amour) und sinnt auf Mittel, daß

die Ankunft und Verborgenheit Sophie's ruchtbar werde, und die Mutter ihre Einwilligung zur Verbindung gebe. Der Plan ist fertig, mehrere Freundinnen der Gräfin davon in Kenntniß gesetzt. Sophie muß ihrem Argus entfliehen, und zu ihrer Mutter flüchten, bei der grade absichtlich die Freundinnen versammelt sind, die dann die Bekehrung der Gräfin und Aenderung ihrer bisherigen Weise übernehmen sollen.

Belcour, gesonnen die Gräfin heimzuführen, hat seinem Freunde Germon die Tochter zugedacht; deshalb gilt's, Germon Gelegenheit zu verschaffen, sich um Sophie bei der Mutter zu bewerben. Er hat ein Rendezvousbillet, von ihm selbst absichtlich an Sophie geschrieben, durch Lisette in die Hand der Gräfin gespielt; aus dem Billet entnimmt sie, daß Belcour nicht sie, sondern ihre Tochter liebt. Wüthend und verzehrt von Eifersucht hält sie Gericht über Sophie, die, ohne das Billet gesehen zu haben,

glaubt, es sei von Germon. Offen gesteht sie ihre Liebe; die Mutter im Wahn, Belcour sei der Geliebte ihrer Tochter, müht sich seine Liebe als bloßen Scherz darzustellen. Dies führt zu einer trefflich durchgeführten Scene, deren Mittheilung der Raum versagt. Sophie gesteht, er sei hier, um ihr nahe zu sein und der Mutter zu gefallen; so oft er der Mutter diene, huldige er der Tochter; kein anderes Gefühl, als die Mutter zu lieben, wie es dem Sohne ziemt, habe er gekannt und für sie gehegt. In folgendem Monolog ist der Gräfin Eifersucht und Demüthigung lebendig charakterisirt:

Ha — welche Gluth! Mich tödtet Eifersucht! —
Sie stellte, wie mich dünkt, mit List die Worte,
Und stößt zum Scherz den Dolch mir in die
Brust!
O welche Rolle! Gott — ich bin gestürzt!
So oft er kam, um mir den Hof zu machen,
So oft er mich berauscht mit Huldigungen,

Schien es: er liebe mich — es war nur
Wahn.
Geschmeichelt fühlt' ich mich durch solche Gunst
Ich lauschte seinem Wort bezaubert, froh,
Empfing als Freier ihn, was nie er war.
O ich Leichtgläubige! Für andre Reize
Erglühte seines Auges helles Feuer.
Sein Blick eilt mir vorbei nach meiner Tochter,
War ehrerbietig — ach! ich glaubte liebend.
So oft er kos't, sah er in mir die Mutter.
Ich straf' ihn, der gefühllos mich getäuscht.

Und diese Strafe ist ewige Entfernung Sophie's von ihr und Paris; noch heute soll sie nach dem Landgute. Das erfährt Belcour, und eine fingirte Entführung, deren nächstem Versuche (conatus proximus) die Gräfin als Augenzeugin beiwohnen soll, soll den Ausschlag geben. Belcour selbst will den Entführer spielen. Er überredet Sophie zur Entführung, während

die Mutter — er weiß es — im Hintergrunde lauscht. Wüthend tritt sie hervor; aber Irrthum und Fiktion werden aufgeklärt und gehoben; die Gräfin willigt ein — und das Stück schließt.

Was sagst Du zu dem Fluge dieses jungen Bühnenadlers? Kräftig schwingt er den Fittig zu schöner Höhe. Wär' er der Unsrige! Hell und Consorten haben ihn keines Blickes gewürdigt; ich könnte durch ihn Uebersetzer werden.

VII.

— — — — — — 1829.

Ich habe Deinem Wunsche gemäß Deine Kritik über Immermann's Lustspiel: Die Schule der Frommen, woraus der alte deutsche Abcschütz viel lernen kann, d. h. aus dem Immermann'schen Werk, nicht aus Deiner Recension — mit Deiner Erlaubniß zugestutzt. In ihrer gegenwärtigen Gestalt erfüllt sie ihre Aufgabe, die Leser Deines Blattes *) auf die Zeitgemäßheit dieses Bühnenstücks aufmerksam zu machen. Nach meiner Redaction lautet es nunmehr also:

*) Ich redigirte damals ein Unterhaltungsblatt. F. S.

Immermann führt für diesmal das Steckenpferd der heutigen Modewelt die Andacht über die Bretter der Bühne, läßt das Rößlein wacker springen, und präsentirt es von allen, besonders den beiden Haupt-Seiten; denn dem Einen dient der Pietismus zur Unterhaltung, dem Andren zur Pfründe, wie uns das Lustspiel selbst zeigen wird. Es hat einen Hauptvortheil, einen Hauptvorzug; es ist zeitgemäß; die Zeit spukt darin, und der Zeitgeist geht darin um, ein lebendiges Gespenst, das nicht abschreckt, sondern anzieht; es zählt viel Anhänger und Jünger vom Theesalon bis zur Schusterhütte; überall hockt und heckt die Frömmelei. Wer „die Freuden der Welt“ genossen hat mit allen fünf Sinnen, flieht sie jetzt; wem die Liebe irgend einen Streich gespielt, wählt einen Seelenbräutigam; wen das Podagra zwickt, bleibt hübsch daheim, und Alle verschlingen mit Wolfshunger die Bibel, Kubach's Morgensegen, Krummachers Predigten u. dgl.

Erleuchtung, Heiland, Bekehrungswerk, Stammeln, Gnade, Buße, Gebet, Schmerzenskelch, Zerknirschung, Sünder u. s. w. bilden die Wörterskala, worin sich die Pietistenzunge übt und üben muß, wie eine Theatersängerin in der Skala der Töne, in Trillern und Coloraturen.

Eine solche Zunge hat auch Cephise, eine junge Wittwe, die Nichte Arist's, eines Landedelmanns im Munde; sie hat schon große Fertigkeit sich erworben, weil die Andacht Cours hat. Cleanth, ein junger braver Mann, hatte sie als Mädchen geliebt; doch ein Graf war vorgezogen; das kaum geschlossene Ehebündniß hatte der Tod gelöst. Herr von Kamäleon stand im Sonnenschein der Gunst am Hofe des Fürsten, mit dem er die Freuden der Welt genoß. Da wird der alte Herrscher vom Podagra befallen; Tod und Hölle schrecken; er sieht des Satans Krallen; da betet er, wird bigott und wirkliches Mitglied des Pietistenklubbs. Kamäleon treibt

sein altes Wesen fort; der Fürst hört's — und hinuntergestoßen wird er von der Leiter der Gnade. Da steht er ohne Mäcen, ohne Geld; der Hunger thut weh. Da legt der Wolf das Schaafskleid des Frommen an; Frau von Fall — eine Frau von Krüdener — die Direktrice der Frommen protegirt ihn; der Lüstling agirt den Tartüffe, wirbt um die Hand der frommen Cephise, um zugleich mit ihr eine bessere Existenz zu gewinnen.

Herr von Kamäleon ist bereits als Seelenbräutigam Gast und Hausfreund in Arist's Hause, worin Cephise wohnt. Der alte Ohm Arist wittert indeß das Wolfsfell unter dem Schaafpelz, warnt die Nichte und empfiehlt ihr die erste Liebe, Cleanth; allein der ist der Frommen zu weltlich; er tanzt gar — wie sollten sich Beten und Tanzen zu einander passen! Das geht unmöglich.

Nach des Oheims Willen soll Cleanth das abgebrochene Verhältniß wieder anknüpfen. Er

soll kommen, er wird kommen. Cephise übergibt den Brief, worin diese Nachricht steht, ihrem Seelenbräutigam. Er muß sich sputen, dem herannahenden Piraten das Schiff vor der Nase wegzukapern.

„Da muß den Libertin der alte Hafer stechen,
Aus seiner Salbung wild in Phrasen auszubrechen,
Womit man sonst das Herz der Weiber schlau
bekriegt,
Und im galanten Sturm den Spröden obgesiegt.“

Allein des Liebesantrags und der Umarmung wehrt sich die Fromme, und verläßt den aus seiner Rolle gefallenen Heiligen, um „für sein Heil zu beten.“

Cleanth ist mit seinem Diener Maskarill auf dem Gute Arist's eingetroffen. Er ist zwar nicht der „alte spaßhafte Knecht“ wie ihn Schiller bekanntlich nennt; denn er tritt (S. 33) wohl mit einem alten, aber gar schlechten Spaße auf;

allein er weiß den Nagel auf den Kopf zu treffen.
Er sagt zu Cleanth:
Die gnäd'ge Frau (Cephise) will sich zum Eh'bund
nicht bequemen,
Weil ihr der gnäd'ge Herr (Cleanth) zu leicht
und weltlich ist.
Und zwischen Beiden steht ein frommer, heil'ger
Christ. (Kamäleon)
Den tapferen Rival schlägt man mit Spieß und
Stange,
Den Dichter sticht man aus mit besserem Ge-
sange,
Der Kluge wird besiegt durch größrer Klugheit
Licht;
Brich deinen Stecken da, wo sich dein Feind ihn
bricht.
Nun, rathen Sie noch nicht, wie Sie zum Ziele
kommen?
Ein Frömmler ist Ihr Feind. Man muß ihn
überfrommen.

Diese Rolle übernimmt nun Cleanth, und er spielt mit Glück den Tschimborasso aller Pietisten. Essen gilt ihm Sünde; deshalb fastet er einen um den andren Tag. Spiegel sind ihm Sündengläser, die die Eitelkeit nähren; Blumen duften ihm allzu süß, er riecht den Teufel darin; die Laute bringt ihn auf den Gedanken an weltlichen Gesang — alle diese Sachen packt Maskarill aus dem Zimmer Cephisens, ehe sein Herr eintritt, trotz dem Zeterschreien der jungen Wittwe über diesen Rigoristen, den sie jetzt durch ihre Reize zu bewegen suchen will, auf Zureden ihres Kammermädchens Lisette; sie fühlt sich verpflichtet, den Irrenden, der sich im Irrthum bläht, zu enthüllen. Die Toilette wird gemacht, alle ihre Künste hervorgeholt. Cleanth erscheint, fest in seiner Rolle, wie ein guter Schauspieler; aber bei längerem Verweilen in Cephisens Nähe wird ihm die Rolle mehr und mehr zur Last. Auf dem Punkt, sie ganz fallen

zu lassen, tritt Maskarill aus dem Hintergrunde zur rechten Zeit vor. Er erzählt, sein Herr habe Cephisens Teint geschmäht. Das ist der Funke, der zündet; Haß wider Cleanth erfüllt Cephisens Brust, sie läßt augenblicklich Kamäleon rufen; er tritt ein.

Sie wünschten meine Hand, mein Herr, ich
bin die Ihre.

Mit diesen Worten empfängt sie den Eintretenden und eilt rasch von dannen. Dieses Ueberspringen von einem Extrem zum andern soll die Krise sein, die Cephise heilt. Cleanth tritt jetzt zu ihr auf ihr Zimmer, gesteht seine Maske; Cephise verzeiht. Allein das Wort, welches sie dem Kamäleon gegeben, will sie nicht brechen.

Nein — das sei fern von mir! Die Fromme
ist verschwunden,
Die Frau von Ehre bleibt. Ein Wort hält sie
gebunden,
Und halten wird sie es, ob auch ihr Herz zerbricht.

Will indeß Kamäleon erklären, sie sei ihm nicht verpflichtet, so will sie frei sein von ihrem Worte. Dies zu bewirken übernimmt Maskarill, der früher in Kamäleons Diensten gestanden — ein treuer Helfer und Leporello in allen seinen Liebesabenteuern.

Soweit ist der Gang und die Entwickelung meisterhaft, aber jetzt hapert's. Schade um das schöne Lustspiel, das einen guten Klang gehabt hätte auf allen Bühnenbrettern Deutschlands. Bis hierher liebliche Harmonie; nun aber beginnen disharmonische Töne und schwirren bis zu Ende. Das Motiv, Kamäleon zur Entsagung auf Cephisens Hand zu zwingen, ist bei den Haaren herbeigezogen, ohne Wahrheit, selbst ohne Wahrscheinlichkeit, ohne Effekt und Zusammenhang. Dem Dichter springt eine Saite, und er versteht nicht die Kunst Paganini's, auf den übrigen Saiten das Spiel zu Ende zu bringen; er bleibt im kunstvollen Schlußtriller, der beim

Publikum furore machen soll, stecken, und ein Ganzes ohne Ende ist kein Ganzes.

Dies zu zeigen, bedarfs in die vor-pietistische Zeit Kamäleons zurückzugehen. Ein Jünger Don Juan's hatte er überall geliebelt.

Paris! Paris! Paris! Wenn deine Steine
sprächen,
Wenn aus dem Hinterhalt gewisse Chosen (?)
brächen —
Lisette Dü Mesnil. —

Also lautet die Gardinenpredigt, die Maskarill ihm zu halten beginnt. Das Herrchen hat diese Lisette verlassen; er fürchtet ein unvermuthetes Rendezvous mit ihr. Das will Maskarill, ihn zur Entsagung zu bewegen, fingiren, und Lisette, Cephisens Kammermädchen soll die Rolle übernehmen. Maskarill überlegt: (S. 89.)

Soll er sie sehn? Verschlei'rt? Nicht doch! Zu
abgedroschen!

Wie — ist denn gänzlich dir des Geistes Licht
erloschen?
Ei — hören soll er sie. Wenn er sie seufzen
hört,
Ist er, ich wette, gleich von toller Furcht bethört.

Grade darin, daß er sie hören soll und nicht sehen, liegt der Fehler; der Zuschauer — er sitze in den Logen oder auf der Gallerie — will sehen, und nicht allein hören; hinter einer spanischen Wand oder hinter den Coulissen darf nichts geschehen, alles muß vor seinen Augen sich ereignen, besonders die Hauptmomente, und dazu gehört doch wohl die Täuschung des Kamäleon, welche Maskarill im Sinne hat. Indeß werden Maskarill's Worte nicht ausgeführt; dem Zuschauer wird alles sichtbar, indem die Bühne zwei Stuben mit trennender Wand präsentirt. So beruht der Fehler allein in der mangelhaften — man kann ohne Zaudern sagen — schlechten Ausführung des Trug- und Täuschungsspiels.

Zeit genug wird dazu verwandt, leider zuviel Zeit, vier ganze Auftritte, (S. 90—108) und die Zeit wird dem Zuschauer lang, sehr lang; gewiß wird im Theater ein Gähnchor executirt. Maskarill lügt dem Kammermädchen vor, sein Herr wolle jetzt seinen Besserungseifer an ihr üben, und sie als Genossin auf seiner Mission zu den Heiden mitnehmen. Allein er gelobt, sie zu retten und zu ehelichen; sie muß sich indeß verstecken und zwar in dem Nebenzimmer der Stube, worin Kamäleon wohnt; dort soll sie nur tüchtig seufzen, doch nicht eher, bis Maskarill stampft mit dem Fuße Sie seufzt nach dem — Fußkommando; Kamäleon fragt nach dem Geseufz; Maskarill entdeckt ihm, Lisette sei's. Der Alte im Wahn, die verlassene Lisette habe sich eingefunden, zittert; Maskarill verspricht, sie nach Dauphiné zurückzuschaffen, wenn der Herr zuvor der gnädigen Frau (Cephise), die sich heute ihm rasch angetragen, entsage, damit er seinen Hei-

ligenkranz bewahre und behalte, worauf das neue Liebesband ein Fleckchen werfe, da „mancher Schwur ihn noch Lisetten zugewandt halte“ und dies dann offenkundig werde. Der Alte muß sich nothgedrungen dazu verstehn. Er entsagt coram testibus. Cleanth und Cephise, Maskarill und Lisette — zwei Liebespaare, der alte Fürst ist todt, der Erbprinz ruft Kamäleon wiederum an den Hof, und Kamäleon wechselt die dunkle Asch- und Buß-Farbe des Frommen mit dem Zeisigskolorit des Höflings, und der Vorhang fällt.

Wäre er doch eher gefallen; Immermann hat die Gardinenstricke verwickelt; dieses Verwickeln — nicht Verwicklung — hemmte den raschen Fall des Vorhangs und den guten Schluß des gutbegonnenen Lustspiels.

Uebrigens gehen die Alexandriner, worin das Stück geschrieben, guten Schritt; an schlechten Reimen finden sich auf den ersten 30 Seiten

folgende: tanzt — kannst, acht — gesagt, schön — gehn, pas — Spaß, Laquai'n — Pein, stand — Cleanth, schmähn — gehn.

Die äußere Ausstattung ist à la Cotta, d. h. schlecht. Gegen dreißig Druckfehler sind hinten angezeigt; ein ganzer Vers fehlt sogar, und von „kleinern Druckfehlern" wimmelt's. Ach! großer Herr Baron von Cotta, wie lange wollen Sie doch schlecht drucken? Sie haben Geld, Landgüter, Seen, Dampfschiffe, Dampfdruckpressen, alles vortrefflich, alles gut, aber kein einziges typographisch gutes Buch aufzuweisen. Dafür sorgen Sie doch auch gefälligst! Deutschland bittet darum.

VIII.

Göttingen, Weihnacht . . *)

Ich muß heute, lieber Steimann, mit den Wölfen heulen, d. h. mit den Göttinger Wölfen oder richtiger Löwen (Lions), wenn ich Dir, wie Dein Wunsch ist, das Neueste von hieraus berichten soll. In der ganzen Residenz der Wissenschaft an der Leine lebt augenblicklich in allen Hirnschädeln mit und ohne Stroh nur — ein Gedanke: „Die Catalani!" Alles will sie sehen, Alles will sie hören, selbst der Ritter Hugo, der Professor nicht ausgenommen, obwohl sein unmusikalisches böotisches Ohr mit demselben Todesverachtenden Gleichmuth eine Bravourarie und

---

*) Ist zerfetzt und abgerissen.

eine Studentenkatzenmusik, die man ihm bringt, hinnimmt, und dabei nur eher in Begeisterung geräth, wenn die letztere ihm von den Commilitonibus omnium ordinum clarissimis, aber non spectatissimis dargebrachte Ehrenbezeugung von einem Dutzend Tintenflaschen und Oelkrüglein der armen Wittwe im neuen Testamente accompagnirt ist, und ihren Weg durch die Fensterscheiben in seinen Saal nimmt, häßliche, unvertilgbare Stammbuchverse zur Erinnerung an ihre erfreuliche Anwesenheit auf dem getäfelten Fußboden zurücklassend, so daß darunter die ursprüngliche Grundfarbe noch schlechter zu entziffern ist als die Buchstaben auf den Pergamentblättern eines neuaufgefundenen Codex rescriptus von Gajus in einer Mönchsbibliothek.

Vor einem halben Jahrhundert wollte der damals berühmte Allerweltstaschenspieler Herr Philadelphia einen kühnen Griff in die Geldbörsen der Göttinger Professoren, Studenten und Philister

thun und sie „erleichtern“, indem er bereits durch das Wurstblatt — ich meine bei Leibe nicht den Göttinger gelehrten Anzeiger — der Universitätsstadt seine bevorstehende Ankunft angekündigt hatte.

Da war es der kleine, buckligte Professor und Witzbold Lichtenberg, der aus seinem Höcker, dem Magazin seines Witzes, einen gewaltigen Stein des Anstoßes und Aergernisses hervorholte, und ihm damit den Weg zu diesem Börsengriff versperrte. Ein witziger Maueranschlag hielt bekanntlich den Tausendkünstler ab nach Göttingen zu kommen.

Auch mir, der ich in Göttingen's Mauern zu und seine hochberühmten Würste zu speisen verurtheilt bin, ist ganz eigenthümlich bei der eben eingetroffenen Nachricht zu Muthe: „Signora Angelica Catalani, die Königin des Gesanges“ wolle der hiesigen Studenten- und Philisterwelt etwas vorgurgeln, und gedachte beide Corporationen nebenbei à la Philadelphia etwas zu erleichtern.

Es juckt und prickelt mir in den Fingern, ob ich nicht auch wie mein „Vorgänger im Witz" — — doch nein — flüsterte es mir aus allen Ecken meiner Kneipe zu: Honneur aux Dames! „Sie flechten und weben, himmlische Rosen in's irdische Leben", wovon der selige Balladensänger Bürger, wenn er noch nicht in seinem, den Göttingern unbekannten Grabe läge, von wegen seiner „treuen" Elise, seiner dritten Ehehälfte, zu erzählen wüßte. Also — die Catalani möge kommen, gurgeln, unser Geld einsäckeln und unsere Würste kosten, wie köstlich sie sind.

Es geht den Göttinger Würsten wie den Göttinger Professoren; man weiß nicht, was darin steckt; aber während Letztere sterbliche Menschen sind, sind Erstere — die Göttinger Würste — unsterblich. Schon vor 50 Jahren waren sie grade so unergründbar und schlecht wie heut zu Tage, wie ich aus dem Munde eines Ehrenmannes, meines Oheims, Salomon Heine, ruhmwürdigen

Andenkens weiß, der als armer Judenjunge mit einem Paar Groschen und einem Paar lederner Hosen — der ganzen väterlichen Mitgift bei seinem Ausmarsch in die Welt — auch Göttingen und seine Würste auf seiner Wanderschaft aus der Heimath kennen lernte, und in seinen späteren Jahren, wo sein Name bedeutenden Klang hatte in der Kaufmanns- und Handelswelt aller Völker diesseits und jenseits des Weltmeeres, darüber noch mit gar innigem Wohlbehagen zu witzeln pflegte.

In seinen spätesten Tagen scheinen gedachte Göttinger Würste dem Gedächtnisse Salomon Heine's entschwunden zu sein, sonst würde er gewiß den zahlreichen Legaten in seinem Testament noch eine Summe beigefügt haben zur Verbesserung der Göttinger Studenten-Freitisch-Würste, deren Substanz zu Zeiten aus gehacktem Nilpferdsleder fabrizirt zu sein scheint und choleraartige Indigestionen zu veranlassen pflegt: setzte er doch

„1500 Mark“ für alte Jungfern aus; ein Legat für trockene Universitätswürste, woran die Kauwerkzeuge der Hannoverischen Freitischler experimentirende Verkleinerungsversuche zu machen verurtheilt sind, hätte zur Vergrößerung des christlichen Wohlthätigkeitruhmes der jüdischen Familie Heine einen remarquablen Beitrag geliefert.

Doch ich wollte von der Sängerin Catalani der Großen, die keine Zeitgenossin des Ruhms Friedrich des Großen war, erzählen und bin unter die kleinen, ruhmlosen Göttinger Schweinedarmfüllungen — Würste genannt — gerathen; daher zur Sache, oder vielmehr zur Person, die sich zwar nie das „groß“, wohl aber das „alt“ verbeten haben würde, welches Mit- und Nachwelt dem „alten Fritz“ ertheilte.

Die Catalani wollte auf dem „Fittich ihres Ruhms“ nach Göttingen, das sich nicht minder in seinem Ruhme sonnte, hinüberfliegen; das

Rauschen ihres Flügelpaares hatte man bereits gleichfalls schon im gelehrten Wurstblatte vernommen. Signora lebt nach dem Gerücht im Stande der "heiligen — Ehe" mit einem Sennor, dessen Name indeß so gewaltig spanisch klingt, daß er in meinem plumpgebauten, deutschen Ohre unmöglich haften bleiben konnte. Möge er im Meere der Vergessenheit untergehn; seine Ehehälfte schwimmt ewig oben auf den Wellen unsterblichen Nachruhms. Und mit ihr allein wollte ich mich in ihrer Oeffentlichkeit beschäftigen; ihre Coulissen- und keuschen Ehebettsgeheimnisse gehören höchstens vor das Vehmgericht der Thees der schönen Göttinger Damenwelt, die — nicht doch — wobei es auf großem Fuße hergeht.

Noch hatte ihr Fuß — nämlich der Catalani — den Boden Hannover's nicht betreten, jenes deutschen Landes, worin die Lüneburger Haide liegt, worauf Haidschnucken und Gänse grasen,

eines holdseligen Adels Stammbäume wurzeln, und wo der königl. Hannoversche Geheime Justizrath und Ritter Hugo das ausgewässerte stereotype Bonmot aus den Siebenziger Jahren zum hundertstenmal hervorrülpst: „Kein Gelehrter hat je geraucht!“ weil Er nicht rauchte.

O dieses Hannoverland! steif und starr wie die wohlgepuderte Haarbeutel- und Zopfdienerschaft am Hofe sind seine Regierung und Verwaltung, blühend wie das Gesicht eines armen Göttinger Freitischritters sind seine Zustände. In seinem Staatsperrückenthum gedeihen erbliche Aemter und Würden, Ahnen und Jagdhunde, Zehnten und Frohnen, barbarische Criminalgesetze und endlose Proceßknäuel, leibeigene Bauern und patriarchalische Prügel; es ist die deutsche Antiquitäten-Rüst- und Rumpelkammer, worin die alten Junkerwappen, die eisernen Henkerskeulen, die Folterinstrumente und ähnliche romantische Dichtungen

des Mittelalters aufgehoben, gescheuert und geputzt werden — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

In Göttingen, der Residenz der Wissenschaft, sollte nun die Catalani ihren Triumphzug gleichfalls halten. Und man sann und überlegte, rieb sich die Stirn und die Hände, wie ihr ein würdiger Empfang zu bereiten. Daß die Pferde ausgespannt werden sollten und das gelehrte Vieh statt königlich Hannoverscher Postgäule die executirende Muse des Gesanges ziehe, verstand sich von selbst.

Die poetischen Drechsler an der Leine holen bereits geeignete Kloben heran zu ihren Lobhymnen, und ich selbst habe zu schnitzeln begonnen wie folgt, bin aber in der Reimschnitzelei stecken geblieben.

Fern aus Welschland kommt die Säng'rin,
Die Signora Catalani,
Sie, die Zauber-Grillenfäng'rin,
Singt so süß wie Marcipani.

Ist eine Lebensverläng'rin
Die Signora Catalani,
Weltberühmte Solosäng'rin,
Wohlgebor'n aus Puzzolani. *).

---

*) Der Briefschluß fehlt leider.

IX.

Helgoland, 6. Juli 1830.

— — — Ich selber bin des Guerillakrieges müde und verlange nach Ruhe. Es ist wahrlich seltsam, daß gerade ich aus meinem beschaulichen Leben herausgestört ward, um meine armen deutschen Landsleute gleichfalls herauszustören aus ihrer Behaglichkeit und in die Bewegung hineinzutreiben und mich mit Polizei und Zensur herumzuhetzen. Was mußte ich auch Reisebilder schreiben, politische Annalen redigiren, mich mit der Zeit und ihren Interessen abplagen, den armen deutschen Michel aus seinem tausendjährigen Dachsschlaf aufrütteln? Was half's mir? Er schlug die Augen auf, um sie gleich darauf

wieder zu schließen; er gähnte, um sofort wieder nur noch stärker zu schnarchen; er reckte seine steifen ungelenken Gliedmaaßen, um gleich darauf wieder im alten Bette seiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben; aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der beste, worauf die „stillen Leute“ ruhen, und wo es Betten giebt, die man „kühl“, „kalt“, „still“ und „düster“ nennt. Doch nein — für diese Lagerpfühle bin ich noch zu warm, zu voll Leben. In Deutschland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwischen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn mich nicht am Ende der Sultan, der sicher meinen „Almansor“ gelesen hat, und mehr für ihn schwärmt als für seine Fatimen im Harem, noch zu sich einladet und mich zu seinem Hofleibarzt ernennt, da er weiß, daß ich in Bonn und Göttingen studirte, und man in Deutschland den Katzenjammer am besten kennt,

weil er am häufigsten hier vorkommt und man ihn am gründlichsten und schmackhaftesten mit Häringsalat zu heilen weiß. — Doch — im Ernst. Gib mir Rath, wohin ich gehen soll? Uebereile Dich nicht und schreibe mir offen Deine Ansicht; ich bleibe wenigstens noch vier Wochen unter dem Schutz und Schirm des komfortablen, brittischen Gouverneurs des einsamen Eilandsfelsens.

X.

Hamburg, 5. November 1843.

Glücklich, wenn auch langweilig, lieber Steinmann, war meine Fahrt von Münster bis hier; sie wäre noch langweiliger gewesen, hätten die Bücher *), die Du mir mitgabst, mir die Stunden nicht abgekürzt. Ich war größtentheils allein im Schnellpostwagen, und so griff ich zu meinen papierenen Begleitern, las und blätterte und — brachte in Reime, was ich gelesen, und schrieb sie gleich in meine Brieftasche nieder.

Meine poetischen Postwagenmusenproducte er=

*) Es waren „Münstersche Geschichten, Sagen und Legenden" und das von mir herausgegebene „Taschenbuch für westfälische Geschichte."

hältst Du hiebei im Original *), in der Bleifederschrift, aus der Brieftasche gerissen, da es mir hier gänzlich an Muße zum Reinschreiben gebricht. Wenn man so lange wie ich von Hamburg entfernt gewesen, flieht die Zeit unter Besuchen und Abhaltungen aller Art dahin. Meinen Postpoesien wird man ihre Geburtsstätte anmerken; mancher Vers holpert, mancher Reim stößt, keine Strophe hat Fluß. Sollen sie doch keine Säulen zum Tempel meiner Dichterunsterblichkeit sein! Wenn Du sie in einem westfälischen Blatt willst abdrucken lassen, so mag sich daran hie und da ein Bewohner der rothen Erde ergötzen, der von Poesie und Prosodie nichts versteht, und Recensenten werden zwischen Weser und Rhein doch wohl nicht dawider auftreten.

„Knipperdolling" ist von mir mit einem Anfluge von ungenirtem Humor behandelt, nicht

*) Sie finden sich in den Dichtungen von Heine, Theil 1 und 2, abgedruckt.

im Tone des fünfactigen Trauerspiels, worin ein altmünsterscher Poet ihn mit tausend „Donnerwettern“ auftreten ließ. Das „Collier“ ist desselben Genre's. Wenn man mir nur nicht, sollte ich auf meiner Rückreise nach Paris Dich in Münster wieder besuchen, zur Strafe das Oer'sche Halsband um den Hals wirft, oder mich mit den Wiedertäuferzangen kneift! Doch ich denke, die Münsterländer des neunzehnten Jahrhunderts erfreuen sich der Segnungen der Civilisation in höherem Grade als die des sechzehnten Säculi, und die stadtmünstersche Polizei der Gegenwart hat keine so glühenden Zangengelüste als ihre Urahnfrau.

Wegen „Ottenstein“ bin ich dieserhalb ohne Sorge, indem ich darin nur der schönen Grafentochter das ihr gebührende Denkmal gesetzt habe, wie Bürger den alten Weibern zu Weinsberg. Möglich daß mir einer der Münsterschen Poeten es übel genommen, daß ich ihnen den Vorrang

abgewonnen habe, indem, soweit meine literaturhistorischen Kenntnisse reichen, noch Keiner derselben sich zu dem weltkühnen Gedanken erhob, die verstimmten Saiten seines Leierkastens ertönen zu lassen, um die kindliche Liebe und List jener westfälischen Weinsbergerin zu feiern. Und mit — Poetengroll, und wäre es auch nur Münsterscher — ist nicht zu scherzen! so daß ich vielleicht noch eher etwas von der dortigen Poetenzunft als von hoher Polizei zu fürchten haben könnte. Am meisten Sorge machen mir noch die drei „Sonette," die ich gleichfalls für Dich beigelegt habe. Indessen erscheinen sie als durchaus getroffene Spiegelbilder der Westfälischen Originalnatur, sprechend ähnlich in Farbe und Colorit und nicht in Silhouettenmanier; und wie man einen guten, reinen Spiegel nicht aus der Stube zu entfernen oder zu zerschlagen pflegt, so hoffe ich weder vor die Thür gesetzt, aus der

Stadt gewiesen, noch auf irgend eine Weise »geknufft« zu werden.

Das »landesväterliche Portrait« ist nicht minder ganz getreu der Geschichte Deines Buches nachcopirt; das mag denn der, der dadurch nicht befriedigt ist, mit der alten Göttin der Historie ausmachen; ich stehe hier doch jedenfalls hinter dem Schuß und habe nichts zu fürchten.

Glaubst Du nicht auch, daß ich trotz dieser gereimten Sünden den ungereimten Entschluß fassen dürfte, bei meiner Rückkehr nach Paris die rothe Erde, die mich wegen ihrer mancherlei Absonderlichkeiten interressirt, noch einmal zu betreten und sie und Dich und C. Sethe heimzusuchen? Auch Raßmann, wenn er noch lebt, möchte ich gern auf seinem Poetenstübchen sehen, und Münster würde das Glück haben, mich noch einmal in seinen Mauern zu besitzen, und bei meinem Eintreffen auf städtischem Weichbild Kanonnendonner und Glockengeläute ertönen lassen

zu Ehren dessen, der die verschollenen Thaten münsterscher Vorzeit in holprigen Versen und schlechten Reimen auf der Postwagenfahrt von Münster nach Hamburg gefeiert hat.

Ueber ein anderes poetisches Project, worin nicht allein Westfalen mit seinen Wiedertäuferkörben am Lambertithurm, seiner Paderborner Haide u. s. w., sondern ganz Deutschland gefeiert wird, melde ich Weiteres in meinem nächsten Briefe. Diese Zeilen nebst den beigeschlossenen Poemen wirst Du C. Sethe lesen zu lassen nicht vergessen.

Campe hat sich zum Verlage meines Feiergesanges auf Deutschland entschlossen, *) den ich, obgleich er von der ersten bis zur letzten Strophe Wahrheit und Thatsachen bringen wird, ein Mährchen nennen werde, um — dem Censurstachel die Spitze zu nehmen. Dein ꝛc.

*) Es ist das bald nach seiner Heimkehr in Paris geschriebene Wintermährchen „Deutschland" gemeint.

An Friedrich Raßmann. *)

Berlin, 20. October 1822.

Einliegend erhalten Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zum Rheinisch-Westfälischen Musenalmanach.

Aus den Paar Worten, die ich im „Gesellschafter“ über den Almanach gesagt habe, ersehen Ew. Wohlgeboren, daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung

*) Mit dem Literaten und Literarhistoriker Raßmann zu Münster stand Heine eine Zeitlang in literarischem Briefwechsel, der indeß verloren ging; nur dieser einzige Brief ist erhalten. Raßmann war Herausgeber des Rheinisch-Westfälischen Musenalmanachs, wovon 3–4 Jahrgänge erschienen.

desselben diesmal eine beträchtliche Einsendung machen, wenn nicht just alle meine vorzüglichsten Gedichte in einer geschlossenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Presse ist und im Verlage der Maurerschen Buchhandlung unter dem Titel: Gedichte von H. Heine nächsten Monat erscheinen wird. Ja — ich befürchte, daß der Almanach wieder so spät erscheinen möchte; daher hielt ich es nicht für rathsam, etwas zu schicken, was in jener Sammlung enthalten ist.

Vor 4 Monaten schrieb mir mein Freund Rousseau, daß Ew. Wohlgeboren für die Dichtergallerie biographische Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich untersagte es ihm ernstlich, diese zu geben, aus dem einfachen Grunde, weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erst durch Werke beweisen muß, daß es mir mit der Poesie gar besonders Ernst ist, und weil ich zweifle, ob Rousseau meine äußeren Verhält-

nisse kennt. Ist daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, so bitte ich, sie zu streichen; ist es indessen doch der Fall, so erbitte ich mir Kopie davon. Späterhin schrieb mir Rousseau, daß mein Verbot zu spät kam.

Wenn Ew. Wohlgeboren wünschen, etwas von meiner Persönlichkeit dem Namenzeichnisse des Almanachs beizufügen, so bitte ich blos von folgender Notiz Gebrauch zu machen.

„H. Heine, 24 (?) Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studirte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woselbst er jetzt lebt.“

Ueber meine literarischen Hervorbringungen ist schwerlich was zu sagen.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren und bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Wohlgeboren ganz ergebener &c.

An Joseph Klein.*)

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl 3 bis 4 Jahre verflossen sein, ohne daß es einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, wenn ich Dir versichere, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe.

*) Der Componist J. Klein, ein Bruder Bernhard's Klein zu Köln, hat bekanntlich mehrere Lieder Heine's componirt. Letzterer schrieb auch einen Operntext: Der Batavier, der leider verloren gegangen ist, für Klein.

Gestern Abend aber, weiß der Teufel wie es kam, dachte ich und schwatzte ich von Dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Componisten Albert Methfessel, dem ich von Dir und Deinem Musik-Genie so viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir so trefflich componirten Lieder nicht schnell verschaffen konnte. Ich gestehe Dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal keiner von denen, die sich dran versucht, sie so hübsch komponirt hat wie Du, der Du den speciellen Vortheil hattest, eben so verrückt gewesen zu sein, wie der Verfasser der Texte. Gestehen muß ich zwar auch, daß ich mehre Compositionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein Ries in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch sein sollen. Unser Fr. . . . hat mich blamirt. — Ich versprach dem Mehtfessel Dir umgehend zu schreiben und obige Compositionen von Dir zu verlangen. Wenn Du es wünschest, schafft er Dir

auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nämlich vielfach angegangen gute Lieder zu empfehlen. Er selbst will sich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, daß es ihm gelingt. Was einen Verleger betrifft, so vermag ich auch selbst für einen solchen zu sorgen. Auch für den Beifall. Wenn dieses Dir also gefällt, so schicke mir besagte Liedercompositionen hierher mit der fahrenden Post, und zwar sobald Du nur kannst, indem ich nicht weiß, ob ich länger als 2 Monate noch hierbleibe. Meine Adresse ist: an den Herrn H. Heine, Dr. Juris, per Adresse Moritz van Embden auf dem Neuen Wall Nro. 167 in Hamburg. Diese Adresse ist sicher. — Schreib mir auch, wie es Dir geht, Kreisler. Mit meiner Gesundheit geht es besser. Juli habe ich Göttingen verlassen und reiste für meine Gesundheit. Auf Norderney, einer Insel der Nordsee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit S.... zusammen. Der S........ hat ge-

heirathet, damit die liebe, gute, treuherzige Race nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdessen sehr berühmt geworden. Verdiene es auch. Schon allein aus dem Grunde, weil ich wenig schreibe.

Die Ideenassociation des Wenigschreibens führt mich auf Johann Baptist Rousseau — hast Du von ihm Nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradschaft aufgekündigt. Im Grunde ist er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und schätze ihn. Laß er froh sein, daß er mich nicht ganz versteht; er kann um desto lebensglücklicher sein und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegentheil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine gute Seele voller Seelengüte; hoffe noch ehe ich sterbe ihn wiederzusehen und ihm lachend zu

zeigen, daß Alles nur ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht. O Johannes! komponire mir doch ein brillantes Musikstück, wobei die eine Hälfte der Zuhörer vor Lachen und die andre Hälfte vor Weinen sich nicht zu halten weiß. Johannes, geh oft in die Kirche, komponire viel, schreib mir viel, sei vernünftig, grüß mir Smets, laß ihn eine Messe für mich lesen, und lebe wohl!

An Grabbe. *)

1829.

Sie verlangen mein Urtheil über Ihr nach großartiger Combination ausgeführtes Drama: Don Juan und Faust. Das ist fürwahr eine fast ebenso schwierige Aufgabe auf kritischem Gebiete als die Ausführung dieser Idee auf dramatischem. Ich habe das Gedicht bereits zweimal gelesen; indeß bin ich zu einer erschöpfenden Urtheilsfassung noch nicht gediehen. Steinmann in Münster hat mir eine von ihm verfaßte Kritik, die er durch den Druck veröffentlichte, zugesandt.

*) Vergleiche den Anhang.

Kennen Sie dieselbe? Andern Falls lassen Sie einige Zeilen an ihn von Detmold abgehn; er schickt auch Ihnen ein Exemplar. Sie enthält zwar eine richtige, aber nicht streng genug durchgeführte Parallele zwischen Faust („Erkenntniß") und Don Juan („Genuß"). Da diese Besprechung in dem von ihm redigirten Literaturblatte ihre Stelle gefunden hat, so besitzt er jedenfalls ein Exemplar für Sie. So bald ich Muße gewonnen, lege ich Ihr poetisches Opus auf meinen kritisch-anatomischen Secirtisch und schreibe den Befund nieder. „Es ist kein hektischer Cadaver, der vor mir liegt", sagt das Steinmann'sche Literaturblatt. Das ist etwas quer ausgedrückt; denn Ihr Drama ist ein lebendiger poetischer Leib, mit Kopf und Hals auf dem Rumpfe.

Daß Kopf und Hals auf dem Rumpfe aber ein nothwendiges Uebel sind, wollen Sie — sollten Sie Zweifel haben, wie einst in Berlin an ....

— aus den nachfolgenden Versen entnehmen, die ich heute Morgen, wo Sie gewiß der Melpomene noch kein Opfer gebracht hatten, niedergeschrieben; denn daß Sie — wenigstens zeitweise gern schlafen, gehört zu meinen Gedächtnißerrungenschaften aus der Zeit, wo wir die Spreedüfte, die oft etwas penetrant waren, einathmeten.

Vom König Wismawitra.

O König Wismawitra,
Was bist du für ein Ochs,
Weil du so ochsig stöhnest
Ob des Pantoffeljochs.

In deinem Ehbettsstaate
Fehlt die Constitution:
Dein Weib ist der Monarche,
Und du bist die Nation.

Mach' doch mit deinen Hörnern
Ein wenig Opposition;

Und fruchtet's nichts, so spiele
Ein wenig Revolution.

Richt' auf die Guillotine!
Doch hüte dich jedenfalls,
Daß dir das Experimentiren
Nicht kostet selbst den Hals.

'S ist ein nothwendig Uebel
Der Hals am Menschenrumpf;
Wo man ihn durchgeschnitten,
Da ist's im Kopf gar dumpf. —

Und man kann weder einen Don Juan und Faust schreiben, noch ein Poemchen vom König Wismawitra reimen. Der Himmel erhalte mir meinen Hals undurchschnitten, damit ich Ihnen bald eine Kritik Ihres Drama's senden kann; sie soll so gründlich und umfassend werden, wie meine Studien über Tasso's Tod von W. Smets, die ich vor 7 Jahren in Berlin schrieb. Ihr u. s. w.

An Aug. Lewald — — —*)

I.

Paris, 11. April 1835.

— Wie soll ich mein Stillschweigen gegen Sie entschuldigen? Und Sie haben noch obendrein die Freundschaft, mir die gute Ausrede zu insinuiren, daß Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen: ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Pe-

*) Der Adressat der nachfolgenden zweiundzwanzig Briefe war Heine's Geschäftsfreund in Deutschland, der alle seine Aufträge besorgte, mit dem er alle seine Projecte und Pläne berieth, der aber durchaus nicht genannt sein will. Heine's Briefe an ihn gehören neben den literarischen Inhalts an mich gerichteten zu den interessantesten. F. S.

riode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit October hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbare Beziehung hatte.

Alles vernachlässige ich seitdem, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke. Und so hab' ich wohl oft darüber geseufzt, daß Sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften; aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und das ist Alles, was ich Ihnen heute zu sagen habe, denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.

Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Comödianten schreiben; und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Comödien und meine Comödien als Tragödien auf dem Zettel anzukündigen.

Lesen Sie das hohe Lied von König Salomo, ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.

II.

Coudry, près le Plesse, 3. Mai 1836.

Seit gestern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdseligen Monat Mai — es fiel nämlich diesen Morgen ein sanfter Schnee und die Fingerspitzen zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamine und arbeitet an meinen neuen Hemden, das Feuer übereilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen geringen Rauch.

Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und Mathilde erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune;

nur höchst selten noch denke ich daran, mich nebst sie zu vergiften oder zu asphiriren; wir werden uns wahrscheinlich auf eine andere Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lectüre, bei der man vor langer Weile stirbt. —

Herr . . . . . hatte ihr so viel Rühmliches von meinen Schriften gesagt, daß sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Rendael, meinem Verleger, ging und eine französische Ausgabe meiner Reisebilder für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite darin gelesen, als sie blaß wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle darin gestoßen, und eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, daß ich v o r ihrer Regierung einer Anderen gehuldigt haben sollte; ja, ich mußte ihr versprechen, daß ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wollte.

Für Ihre Bemühungen, meine reellsten Interessen betreffend, sage ich Ihnen meinen tiefinnigsten Dank. Meine Finanzen sind durch die miserabeln Zeitverhältnisse in hinlänglich trüben Zustand gerathen, als daß ich nicht jede Förderung von dieser Seite mit Dank anerkennen würde.

(In diesem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich rasiren will. Ich zittere vor ihrem Messer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!) —

Rasirt bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muß nicht ein Dichter ausstehen in dieser rauhen Welt, zumal, wenn er sich nicht selbst rasiren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen. — Auch stinken meine Stiefel ganz entsetzlich — man hat sie diesen Morgen statt mit Wichse mit Thran beschmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Contrast mit Paris, wo ich noch vorgestern Abend das Meisterwerk von Giacomo (Meyerbeer) zum zehnten Male

anhörte. Levasseur schreit noch wie ein Waldesel. Welch ein Meisterstück! Es wird nur schwer, es hinlänglich zu loben. Welch ein Meisterstück!

Ich lege Ihnen dringendst ans Herz, das besprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen werden sich wohl aufklären, und sie werden doch am Ende einsehen, daß sie mir ein positives Unrecht thun, daß sie mir ohne Urtheil und Untersuchung mein armes Eigenthum antasten, daß sie directe Ursache sind, wenn gewisse Leute die größten Beraubungen an mir verüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen, und statt dessen einen Aufsatz zu meinen Gunsten geschrieben, den hoffentlich die Allgemeine Zeitung drucken wird. Meine Würde und Ehre habe ich freilich darin sicher stellen müssen. Ich bin ganz von allem deutschen Verkehr abgeschnitten; steht in deutschen Blättern etwas, was sich auf meine wirklichen Interessen bezieht, so bitte ich,

mir Nachricht davon zu geben. Ich lese auch jetzt nicht mal mehr die Allgemeine Zeitung und das Morgenblatt.

Ich hoffe, das Morgenblatt hat meine zweite florentinische Nacht schon zu drucken begonnen. Sonntag ist sie auch französisch in der Revue erschienen. Aus dieser zweiten florentinischen Nacht werden Sie vielleicht ersehen, daß ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amusement. Man muß aber Alles können in schlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr schreiben, röchen meine Stiefel nicht allzu stark nach Thran. Ihre Abreise von Paris war für mich ein trüber Verlust.

III.

Aix, 5. November 1836.

Sie erhalten diesen Brief aus Aix, welches die ehemalige Residenz der Grafen von Provence und wegen allerlei historischer Geschichten, die dort passirt sind, sehr merkwürdig ist. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der spanischen Küste und das Schiff bekam einen Leck.

Es ist in den Sternen geschrieben, daß ich diesen Winter in Paris zubringen soll, welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt und meine Gesundheit ein milderes Klima rathsam macht.

Auch auf der Seine war ich unlängst in Ge-

fahr zu ersaufen; das Dampfschiff schlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdeck schrieen wie wahnsinnig; ich beruhigte sie aber, indem ich rief: Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi! — Aber wie durfte ich ersaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Zuschrift? Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daß ich am Leben bleibe.

Liebster Freund! ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit, gar nicht imaginär krank, sondern reell. Deshalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Carnevalszeit nach Paris, und ich werde Ihnen Alles mündlich erklären. In vierzehn Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich sehe und höre nichts von Deutschland, und man könnte mich dort todt schlagen, und ich erführe es nicht. Seit drei Monaten habe ich kein Wort Deutsch gesprochen.

IV.

Lyon, 21. November 1836.

Ich bin sehnlichst begierig nach Nachrichten aus der Heimath. Ich bitte, schreiben Sie mir bald, um so mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daß ich bis zum Frühjahr dort bleiben muß, da Mathilde allzusehr jammert, und ich aus Schwäche mich gern beschwatzen lasse. Aber immer liegt mir Spanien im Sinn, und es zieht mich unwiderstehlich nach Madrid. Ich will mal den Don Quixote in der Mancha lesen; auch hoffe ich mich im Assonanzenbau dort sehr zu vervollkommnen.

Wenn Sie den Baron C. sehen, so empfehlen Sie mich ihm aufs Freundlichste; ich habe das höchste Zutrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns Alle, daß er seinen Vater auf so würdige Weise fortsetzt. Uebrigens gedenke ich ihm von Paris aus, im Fall ich mich entschließe dort zu bleiben, gleich zu schreiben. Es ist nicht meine Schuld, sondern eine Folge von kummervollen politischen und häuslichen Ereignissen, was mich in der letzten Zeit verhinderte, dies zu thun.

V.

Paris, 13. December 1836.

Mathilde läßt schönstens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo sie während meiner Abwesenheit ihren Wittwensitz hielt; ich habe vernommen, wie man sie in Deutschland verleumdet hat; die Art und Weise dieser Verleumdung macht dem deutschen Volk große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht unsere Feinde mit ätzenden Epigrammen, sondern wir begießen sie mit deutschestem Unflath.

VI.

Paris, 28. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu viel zu schreiben hat, unterläßt man das Schreiben ganz und gar, doch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — — Ihrem Style muß ich die höchsten Lobsprüche zollen. Ich bin competent in der Beurtheilung des Styls. Nur bei Leibe vernachlässigen Sie sich nicht und studiren Sie immerfort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Lessing, Luther, Goethe, Varnhagen und H. Heine. Gott erhalte diesen letzten Classiker! —

Durch Herrn ..... werden Sie den schönen Teppich erhalten haben, den Mathilde für Sie

gestickt. Durch diese mühsame und langwierige Arbeit hat sie mir bewiesen, daß sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdeß gewiß ebenso wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugniß ihrer Treue überlieferte.

Oder glauben Sie wirklich, daß diese Madame Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tages gesponnen? Das hat sie dem Alten weiß gemacht, als dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intriguen gesponnen.

Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppiche arbeitete, als sie wußte, daß ich Ihnen denselben zum Geschenk bestimmte. Wir leben Beide sehr glücklich,

d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe. Ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müßte, und ich habe stets Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie, aber das Platonische hat auch sein Gutes; es verhindert einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.

Auch für die freundschaftliche Theilnahme, womit Sie sich für meine pecuniären Interessen bemühen, meinen Dank! Das Project, durch eine Ausgabe meiner Gesammtwerke mir in dieser betriebsamen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, ist gewiß wichtig genug, und will es jetzt auch durchaus executiren. Früher war ich des Geldes nicht so bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendste einer erklecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben soll, wovon ich Ihnen mündlich sprechen werde,

und der es wohl verdient, daß ich einige tausend Gulden in die Schanze schlage.

Vor etwa zwei Monaten schrieb mir die .... Buchhandlung in dieser Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, daß es die alte Buchhandlung dieses Namens sei. Nun kommt Herr ....., bringt mir einen persönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma stecke. Ihr zweiter Brief kam etwas spät.

Vorgestern erhielt ich nun von der .... Buchhandlung einen Brief, worin sie wieder mich drängt, ihr über den Verlag meiner sämmtlichen Werke meine bestimmtesten Bedingungen zu melden, und auch verspricht, wenn dieselben nicht exorbitant seien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Gesammtausgabe bestimmte Offerten mittheilen, so wäre mir das sehr lieb; denn wie gesagt, ich habe große kostspielige Reiseprojecte und brauche viel Geld.

Mit den deutschen Regierungen gestaltet sich mein Verhältniß täglich versöhnender, und sogar in Preußen haben die höchstgestelltesten Staatsmänner, ja die einflußreichsten, sich zu meinen Gunsten ausgesprochen. In Oesterreich ist Fürst Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet sich für mich. Ohne daß ich nöthig habe, auch nur ein Wort gegen meine Ueberzeugung zu sprechen, kommen die Leute von ihrem Mißwollen zurück. Freilich, sie wissen, wie schlecht ich stehe mit den Jacobinern, und wie mein Streben kein politisch-revolutionaires ist, sondern mehr ein philosophisches, wo nicht die Form der

Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet wird. — Sagen Sie mir, was es Literarisch=Neues gibt; ich höre Nichts — und wenn ich die Augen aufmache, so sehe ich nur Franzosen, und wenn ich sie schließe, sehe ich wieder gar Nichts.

VII.

Paris, 1. Februar 1837.

Ueber den Verlag meiner sämmtlichen Werke habe ich noch nichts Bestimmtes verhandelt, und in dieser Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daß mein Reiseplan mich nöthigt, hierüber endlich so bald als möglich ins Reine zu kommen, nicht eigentlich sowohl, weil ich des Geldes so sehr bedürfte, als vielmehr, weil ich diesem Geschäfte eine gewisse Zeit weihen müßte und für eine gewisse Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von sehr wichtigen Verhältnissen für den nächsten Sommer sehr ferne und lange in sehr weiter Ferne festgehalten werde.

Bei der Kenntniß meines antidemagogischen Wesens werden Sie wissen, daß meine Mißverständnisse mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Frist, doch immer sehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieser Hinsicht Nichts riskirt.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängst in einem Journal eine Aeußerung wiedergefunden, die mir wohl im Gespräch mit Herrn ..... entfallen. Hat dieser Etwas über mich geschrieben und was? Ueberhaupt was gibt's Neues, was mich interessiren könnte?

VIII.

Paris, 11. Februar 1837.

— — Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rathe ich Ihnen, den Göttern dafür auf's Schönste zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Juste-Milieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie.

In dieser widerwärtigen Periode mußte mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach .... an meinen Freund C. einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs Zarteste beizubringen

suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr genehm wäre. Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige hundert Francs, was ich bei der Abrechnung ersehen werde, die ich ihm schon seit sechs Monaten abfordere. Es ist freilich für mich von größtem Werthe, das Geschäft so bald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojecte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von N. ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit hinsichtlich Preußens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Concessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so viel: Sein gerader, ehrlicher, bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geschäft

recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unterdessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht mißdeutet werden mag.

IX.

Paris, 28. Februar 1837.

Herr X. war hier und sechsmal vergeblich in meinem Logis, konnte mich nicht sprechen (weil ich gar keinen Deutschen annehme), schrieb mir endlich, daß er bald abreise und reiste ab, ohne daß ich ihn sah. Jetzt höre ich, daß er ein sehr ordentlicher Mensch sei, und vielleicht schreibe ich ihm dieser Tage selber, daß ich bedauere, ihn nicht gesehen zu haben.

X.

Paris, 10. April 1837.

— — In Beziehung auf meinen letzten Brief sende ich Ihnen anbei einige Zeilen für .... Ich glaube doch, das wird ihm Zutrauen einflößen, daß ich auf Rechnung dessen, was ich ihm in diesem Jahre liefere, schon jetzt Geld nehme. Vergessen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf sein Haus zu trassiren. Vergessen Sie das nicht.

An den Grabbe habe ich bereits Hand gelegt, aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen gelesen.

Von Berlin noch keine bestimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Project will ich wahrlich nicht so leicht aufgeben.

G.'s Scandalsucht ist sehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

XI.

Granville, 2. Juni 1837.

— — Zentnerschwer lag es mir auf dem Herzen, daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, daß wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich sage — Wir. Sie haben mir in jüngster Zeit zu viel thätige Freundschaft gezeigt, als daß ich Ihrer vergessen könnte. Ich hätte Ihnen auch längst geschrieben, wenn ich nicht beabsichtigte, Ihnen zu sagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag schob ich die Reise auf, und erst heute kann ich Ihnen sagen, daß mich Ihre Briefe unter der Adresse: Mr. Heine,

poste restante à Granville, richtig antreffen oder auffinden.

Seit einigen Wochen habe ich Paris verlassen und durchschwärme die Bretagne, theils des Fischfangs wegen, theils auch um die Küsten kennen zu lernen, die für den Geschichtsforscher, besonders in Betreff des Vendeekrieges interessant sind. Ich studire gern Geschichte an Ort und Stelle.

Mathilde hat es dieses Jahr durchgesetzt, mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Jahreszeit zu genießen; aber diese Begleitung hat viel Beschwerliches wegen der Wildheit der theueren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.

Ich schreibe diesen Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an August Lewald, worin ich mit Humor von den letzten Gründen der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters rede.

Ich höre und sehe Nichts aus Deutschland, lese, wie sich von selbst versteht, keine Blätter und erhalte keine literarischen Nachrichten. Ist mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu Letzterer? Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und viel! Sie verstehen mich.

XII.

Paris, 18. September 1837.

Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für ihre freundschaftliche Theilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausspricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabsichtigte, um sobald als möglich in Paris einen Augenarzt zu consultiren. In Rouen konnte ich fast gar nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß, wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Cour bin ich hier, unter Behandlung des Dr. Sichel, so weit wieder hergestellt, daß ich

ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!

XIII.

Paris, am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig im Jahre der Gnade 1837.

Liebster Freund! Aus Ihrem letzten Briefe ersah ich mit Kummer, daß Sie unpäßlich; ich hoffe recht bald von Ihnen zu erfahren, daß Sie wieder ganz hergestellt. —

Schicken Sie mir doch auch, was über unsern armen D. geschrieben worden, über den honettesten Lügner und ehrlichsten Aufschneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich sehr betrübt.

Diesen Morgen höre ich mit Erstaunen, daß der Herr Wiehl einen Musenalmanach mit mir herausgebe. Widersprechen Sie doch dergleichen überall, ebenso, daß jener Monsieur nicht merkt,

daß ich selbst diesen Widerspruch provocirt; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens steht er mir sehr fern; nur besucht hat er mich einigemal.

M. freute sich kindisch über die Nachricht, daß Sie im Januar hieher kämen. Ich freue mich, sobald ich Sie wirklich hier sehe. Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen, es ist deshalb heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunkelen Augenblicke bezwungen zu werden.

XIV.

Paris, 4. Dezember 1837.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegenden Artikel zu schicken, welcher den 30. November in der Presse erschienen ist und vielleicht als das Beste betrachtet werden kann, was ein Franzose über ein deutsches Buch zu sagen im Stande war. Ich glaube aber, auch in Deutschland ist nie geistreicher über die Reisebilder geschrieben worden. Einer der hiesigen Deutschen wollte den Artikel für ein deutsches Journal übersetzen, aber er versteht so wenig vom französischen Esprit, daß er ihn nur verhunzen könnte. Ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm versprochen, so lange

vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daß er auf's Beste in's Deutsche übersetzt und abgedruckt worden. —

Für die Uebersendung der Aushängebogen danke ich. Es sind gräßliche Druckfehler darin. Am Ende eines der ersten Briefe hat .... das Hundegebet gestrichen, und somit ist die feinste Witzintention verloren worden. Das Ganze schließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ, statt des Accusativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen — aber ist es nicht schön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ setzen.

Auf dem hiesigen Theater gibt es nichts Vorzügliches, außer etwa Rita l'Espagnole, welches unterhaltsam. — Den Spinoza habe ich erhalten und danke recht herzlich für diese Zu-

sendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie.

Schreiben Sie mir nur recht bald und recht viel Neues. Seit das deutsche Lesekabinet vernichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches als damals.

Grüßen Sie gefälligst Frau ..., die würde sich wundern, wenn sie mich sähe, so fett bin ich geworden. — Wissen Sie mir kein literarisches Unternehmen, wodurch ich mit leichter Mühe einige Groschen gewönne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anständig unterhalten.

XV.

Erster Januar 1838 um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutschen beschäftige ich mich bereits seit 2 Monaten mit der Ausführung eines Almanachprojects, und es war zuerst die Rittner'sche Kunsthandlung, mit welcher ich es auf das Brillanteste zu realisiren gedachte, aber von Rittner mußte ich abgehen und vor 14 Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillantesten Keepsak, den je die deutsche Welt gesehen, und wozu mir bereits große Summen bewilligt sind. Da der Keepsak nur belletristischen Inhalts und Geistes, glaube ich nicht, daß Preußen den verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber

auf den Titel stelle. Schlimmsten Falls ist an dem Verbote nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft.

Oesterreich, mein theures Oesterreich aber desto mehr! Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu so großer Popularität gelangt und in diesen Ländern so viel deutsche Bücher Absatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger. Uebrigens kostete es mich nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundsatz des laisser venir, theils die Angst, man könnte die harmloseste Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf diesen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen.

Soviel in der Eile! Ende dieser Woche mehr, denn ich bin in großen Bewegungen, muß alle Tage mehrere Stunden reisen, um Mathilde zu besuchen. Sie wurde jüngst so krank und dabei so eigensinnig gegen die ärztlichen Ver-

ordnungen, daß ich sie in ein maison de santé einsperren mußte, welches an der Barrière St. Jacques gelegen ist. Was man aussteht! Ihre Grüße habe ich bestellt, und sie freut sich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu sehen. Sie bekam eine inflammation des intestins, und hätte ich nicht energische Maaßregeln genommen, sie wäre mir gestorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder schreiben müssen. Sonderbar — die glückliche Liebe schreibt gar keine Verse; kaum erlaubt sie einem, in Prosa zu schreiben.

Daß .... mir das Hundegebet gestrichen, entstellt sehr, ist sehr verdrießlich, der alte .... hätte es nicht gethan; der hielt viel auf mich, und ich werde ihn nie vergessen. Wir wollen sehen, wie der junge .... sich gegen mich stellt, ob er lau oder gar Parthei nimmt.

Ist in der Vierteljahresschrift ein interessanter Artikel gegen mich, so bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir dieselbe per Kreuzband.

Herr B.... hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld, ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein geben, mich anzulecken und mich doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

XVI.

Paris, 1. März 1848.

Welch ein Glück, einen Freund zu besitzen, dem wir unsere materiellsten Interessen offenbaren können, ohne zu befürchten, daß er das Geistige, das Ideale, das sich darunter verbirgt, verkennen möchte! welche Bequemlichkeit zugleich, daß ich so vieles gar nicht nöthig habe, Ihnen zu sagen, daß wir nur Außendinge zu besprechen haben, im Wesentlichen aber uns schweigend verstehen!

So werden Sie gewiß bei dem Gerüchte, daß ich hier eine „Pariser Zeitung“ herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einestheils viel Geld gewinnen will,

um meine Kriege zu führen, anderentheils, daß ich in diesem Krieg eine formidabele Bastion aufzurichten gedenke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küssen) und nicht mehr auf dem politischen, sondern literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flammberg schwingen.

Wie es nun mit dieser zu errichtenden deutschen Pariser Zeitung eigentlich steht, will ich Ihnen aufrichtig berichten.

Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Mißverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußischen Regierung wollte ich nicht kommen, das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren

Vorurtheilen zurückkehren würde, und ich mit Würde sie anreden dürfte. Diese Stunde hat geschlagen.

Unter diesen Umständen habe ich vor etwa 14 Tagen einen der Höchstgestellten der Preußischen Regierung freimüthig angegangen mit dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußischen Staaten erlauben würde? In etwa 8 Tagen muß ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe.

Ganze *Unpartheilichkeit* habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht *mehr versprechen* durfte, aber mehr *erfüllen werde*. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußischen

Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Aliirten finden und die Beförderung eines Journals als seinen Vortheil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Combination ausgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich auf's Großartigste geltend machen kann. Seit 10 Jahren studire ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich kann doch behaupten, Niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Personal und die Ressourcen der Tagespresse so genau, daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Hinsicht gelernt habe.

Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Facts und Raisonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direct nach Deutschland kommt, für das dortige Publicum wichtiger, als die Blätter, deren Pariser Correspondenzen dem Verdacht des Daheimfabricirten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Correspondenten mitgetheilt werden.

Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Correspondenten controliren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, daß der Correspondent in Paris seine Correspondenz sich von der hiesigen Polizei extra bezahlen läßt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploitirt, oder auf Reisen gegangen und unterdessen die Correspondenz von dem ersten besten Lumpian besorgen läßt, oder gar verrückt geworden ist, wie der .... Corre-

spondent der Allgemeinen Zeitung. Statt daß diese bei ihrer Pariser Correspondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Correspondenzen täglich, die sicher und surveillirt sind — so z. B., daß jedes Blatt mit 3—6 wohlgewählten Correspondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür sorgen, die französische Correspondenz der Allgemeinen Zeitung nicht blos glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer klatschthümlichen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daß ich mich mit meinem Namen als Redacteur und Chef der Pariser Zeitung nenne — Jeder versichert mir, daß der Name sie nicht blos auf's Brillanteste und von selbst annonciren wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie schon beim ersten Gerüchte, daß ich eine deutsche Zeitung

herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zujubelte, wie Jeder sich gern unter meine Fahne stellen will, und wie man mich als den legitimsten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Ressourcen meines Talents, rechne ich auf die Hülfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntniß dieser geheimsten Parthie des Journalismus bieten.

Seit nämlich einer meiner besten Freunde ein Annoncenbureau gestiftet, und ich auch mit anderen Franzosen, die das Annoncengeschäft treiben, viel zusammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, fast ganzen Theil der Kosten zu decken, und sogar bei einem ganz neugestifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen — mit einem Wort, ich bin in der

Ligue des Annoncencourtiers. Gestern noch (eben unterbricht mich mein Barbier) gestern morgen noch wollte jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50,000 Franken pachten.

Früher ward mir angeboten, gleich beim Erscheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncencourtier theilen wollte, so daß ich im ersten Jahre, wo neu entstehende Journale sehr wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganzgefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen; diese Materie ist sehr verwickelt, und der deutsche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, ist dennoch ganz unwissend in den Raffinements, die seit einigen Jahren hier statt finden.

Hier werden Journale gestiftet, wo die na=

türlichen Kosten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Absatz sich steigert, noch immer Schaden gemacht würde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. la Presse verdient jetzt schon jährlich 100,000 Francs an Annoncen.

Der einzige bedenkliche Punkt bei Stiftung des neuen Journals ist der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welches den Zeitungspreis so entsetzlich vertheuert, nämlich um 18 Francs den Jahrgang eines Exemplars, daß mir das Herz in die Hosen fällt, daß ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbstvertrauen verliere, daß ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponirt steht, in tiefster Seele zittere.

Ich soll nämlich mit meiner Ehre gut stehn für das Gelingen, nämlich wenn die mir anvertrauten Capitalien zum Theil verloren gingen, wäre ich, wie schuldlos ich auch sei, in der

öffentlichen Meinung compromittirt — kurz, ich habe eine zaghafte Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz positiv sicher bin — und diese Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu schreiben.

Ich bin nämlich auf eine Combination gerathen, wobei erstens der Preis der Zeitung nicht mehr so groß ist, und zweitens ich selber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariser Zeitung (wegen Stempel und Porto) nicht unter 50 Francs jährlich dem deutschen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Francs monatlich als Redacteur en Chef, sonst aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Kosten — nur die Insertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutsches Publikum einen solchen Preis zahlen? Kann man auf sehr

großen Absatz rechnen bei solchem Preise? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieser Ungewißheit projectire ich Folgendes, um ganz sicher zu gehen:

Die Pariser Zeitung wird in Paris geschrieben, in Paris redigirt, in Paris ist ihr Redactionszimmer und auf der deutschen Grenze ist eine Presse, wo sie gedruckt und von wo aus sie expedirt wird. Die Execution dieses Projects ist keinen großen Schwierigkeiten, aber sehr vielen Details unterworfen; über diese späterhin; auch kann ich sie noch nicht genau besprechen, da ich den Grenzort, wo sie zu drucken, noch nicht genau bestimmen kann.

Doch um Ihnen von der Execution in Beziehung auf den Grenzort einen Begriff zu geben, setze ich den Fall, die Zeitung solle in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigirte ausländische Parthei des Journals, die Tagescorrespondenzen und

Briefe aus England und dem Westen um 6 Uhr Nachmittags von Paris mit der Post abgehn nach Straßburg, wo Jemand das Paquet gleich von der Post abholt und nach Kehl hinüber nach der Druckerei trägt, wo sie in die schon zum Theil mit deutschen Nachrichten und sonstigen stehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, so daß diese, wenn die Post von Kehl abgeht, glücklich nach Deutschland expedirt wird.

Auf diese Weise würde meine deutsche Zeitung der französischen (die in Paris so lange vor Abgang der Post gedruckt) immer den Vorsprung abgewinnen. In derselben Weise besorgt man die mit deutschen Nachrichten auf's Frischeste versorgte Zeitung nach Paris, wo sie wegen der hiesigen Correspondenzartikeln und deutschen Nachrichten Interesse findet.

Da die Zeitung überdies mehr für deutschen Absatz berechnet ist, so ist die schnelle Beförderung der Pariser Correspondenz nach Deutschland

die Hauptsache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, daß der Druckort die Grenze ist; der Redactionsort wird für die Leute die Hauptsache sein, sie erhalten eine in Paris geschriebene Zeitung, und erfährt man auch, daß sie in Kehl gedruckt ist, so finden es doch die Klügeren im Publikum sehr begreiflich, daß dergleichen geschieht, um die Nachrichten schneller zu befördern — es heißt dann, man schicke sie immer mit einem Courier (Stafette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen Fällen geschehen muß. Auch kann man vorschützen: man müsse die Zeitung auf deutscher Grenze drucken, damit ihrem Einlaß in deutsche Staaten keine Schwierigkeiten entgegengesetzt würden; und in der That, diese werden dadurch zum Theil gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Execution dieses Projects steht wenig zu riskiren und enorm viel zu gewinnen.

Zu schriftlichen Unterhandlungen ist keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen stattfinden, da Leute hier ebenfalls mit solchen Projects sich herumtragen, die, kämen sie mir zuvor, zwar keine Seide spinnen werden, aber das Project präjudiciren könnten.

Es ist der miserable B., der bei der französischen Polizei um Unterstützung für eine deutsche Zeitung herum intriguirt, als Redacteur en Chef den unglücklichen P., der sich bei der untergegangenen Monde ausgezeichnet, mit sich herumschleppt, und außerdem einen berüchtigten Börsenspieler als Hauptactionar in seine Interessen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgibt.

Mathilde ist auf der Besserung, gestern ist sie zuerst wieder aus- und mit mir nach der Opéra comique gegangen. Nachdem sie sich in ihr maison de santé zurückbegeben, ging ich auf die Redoute, wo ich bis 5 Uhr mich müde, todtmüde lief, so daß ich heute vor Ermattung kaum

schreiben kann. Ueberhaupt habe ich die ganze Woche dem Carneval gehuldigt. Das ist auch Schuld daran, daß ich den Artikel gegen mich von Pfizer (in der Vierteljahrsschrift) noch nicht ganz gelesen. Was wollen Sie, ich habe erst den Anfang gelesen, und finde ihn gar nicht giftig, sondern nur schlecht geschrieben.

XVII.

Paris, 6. März 1838.

— — In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden:

1) daß mir von Berlin der erfreulichste Bescheid zugekommen,

2) daß es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in Oesterreich zu sichern. In überraschender Weise finde ich sogar von dieser Seite die größte Zuvorkommenheit.

Schon in seiner ersten Gestalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte

das Project die glänzendsten Auspicien; nach neuen Combinationen habe ich ausgefunden, daß in diesem Falle die Kosten geringer sind als ich zuerst meinte.

XVIII.

Paris, 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend sich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrte ich von Tag zu Tag auf bestimmtere Antworten von Berlin; dann sollte Jemand schon vor 10 Tagen nach Berlin reisen, der meine Sachen gewiß in Ordnung gebracht hätte, und durch sonderbares Mißgeschick noch nicht abreisen konnte. Endlich ließ sich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Positives sagen — daher mein Stillschweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojecte zuschreiben, oder gar als eine Aufgabe derselben betrachten dürfen.

Ich halte meine Idee, wie ich sie Ihnen mitgetheilt, als die ingenioseste Combination fest, nämlich die Herausgabe einer deutschen Pariser Zeitung, deren Redaction in Paris und deren Druckort an der Grenze wäre, und die also weder Stempel, noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Ansehn einer Pariser Originalzeitung genösse und alle übrigen deutschen Zeitungen durch größere Hülfsmittel überflügeln könnte.

Daß ich dieser Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder Redacteur en Chef zufüge, ist nicht die Hauptidee, sondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daß ich von den deutschen Regierungen ob meines Namens chicanirt würde, weiß ich Mittel, diese Chicanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeste einzubüßen.

Wegen des Herrn v. B. seien Sie außer Sorge. Dieser und der Lumpian ...., welcher

sich wegen des Bankerottes der Monde noch nicht öffentlich sehn lassen darf, haben sich associirt, behaupten, ein gewisser Herr v. M. habe ihnen Geldunterstützung zur Errichtung der Zeitung zugesichert, (woran kein wahres Wort ist). Die preußische Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt, (was ebenfalls eine plumpe Lüge) und alles dieses, um schon auf Rechnung der künftigen Zeitung hier und da Geld zu borgen und ihr armseliges Leben zu fristen.

Sie kennen ja diesen Menschen; in Berlin weggejagt wegen schlechter Streiche, wurden ihm in Algier die Epaulette abgerissen. Der Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr gestohlen; von der hiesigen Polizei hat er sich als Agent provocateur bei den deutschen Handwerkern gebrauchen lassen, kurz der verworfenste und zugleich der gefährlichste Mensch — daher meine Behutsamkeit.

Dieser Tage schreibe ich Ihnen einen Zettel für C.; es ist weitläufig zu erzählen. Ist C. mir gewogen, wie sein guter Vater, so soll er sich meiner zu freuen haben. Will sehen.

XIX.

Paris, 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Octbr. hat mir vor 14 Tagen unser liebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen versichern, daß jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohlthut. Wenn ich Ihnen nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug zu glauben, daß wir uns auch ohne Correspondenz verstehen.

Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder mißfällt, was ich billige oder mißbillige. Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft. Aber ehrlich gestanden, ich mußte in der letzten Zeit manchmal

die Achsel zucken über die Schwäche, womit Sie aus s. g. Rücksichten der Position mit Menschen sich alliirten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen und es vergiften — Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Haß nachtragen. Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem . . . . ., dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vorn herein gram, wegen der Paar silbernen Löffel, die man Ihnen nachsagt? — —

Campe druckt jetzt die vierte Auflage der Reisebilder, die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt. Und vom Buch der Lieder, worin dieselben Gedichte, die in den Reisebildern, geht die dritte Auflage rasend ab.

Ich erwähne das, um Sie in die geheimsten Karten schauen zu lassen. Daraus werden Sie ersehen, weßhalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner

Feinde schweigen konnte. Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan.

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen blos sagen, daß ich mich auf Ihre Hierherkunft freue. Ach! lassen Sie dieses Project nicht zu Wasser werden!

Wenn Sie hierher kommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Visage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hierher kommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Mensch und zuverlässiger als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich.

XX.

Granville, 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider schickte man mir sie nicht sous bande, sondern in einem Brief, so daß ich 17 Francs und 6 Sous dafür zahlen mußte, wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch krank bin, so daß ich deßhalb die Seebäder brauchen muß. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze Selbstgefühl, eine kostbare Stimmung beseelt mich in diesem Augenblicke, wo ich dem alten Freund die Hand ergreife und ihn um einen Dienst, um einen Liebesdienst angehe. In hef-

tigen Lebensnöthen habe ich Sie immer so hülfreich und thätig für mich gefunden.

Heute sind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerstören Sie auch manche Mißempfindung, die Andere mir einflößen.

Jetzt erfahre ich, daß G. bei dem Erscheinen meines Buches über Börne das ganze Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden, und das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er sich Campe's zu bemeistern und ihn zu meinem Nachtheile auszubeuten wußte.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamie es gibt, die ich Ihnen erzählen werde, sobald ich Sie wiedersehe; denn es ist mir immer, als erwartete ich Sie für den nächsten Tag. Doch Sie kennen die hamburgischen und überhaupt die literarischen Cloaken Deutschland's zu gut, um nicht das Meiste zu errathen.

Bei der Anarchie unserer Tagesblätter wird es dem edlen N. leicht gelingen, durch seine Rotte in den deutschen Zeitungen eine Menge perfider Artikelchen gegen mich einzuschmuggeln.

Diesem Unfug sollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlasse ich die Art und Weise. Ich lebe im Auslande, stehe in keinem literarischen Verkehr, mit Niemand, bin ganz isolirt, und die anonyme Presse kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meuchen. Handeln Sie also *schnell*, jede Zögerung bringt Gefahr.

Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist ebenso moralisch wie der beste in Krähwinkel.

In diesem Augenblicke erscheint bei Campe der vierte Theil des Salons, ein Buch, dem ich mehrere sehr gute Gedichte und die Theaterbriefe einverleibt habe.

Ich bleibe etwa noch 8 Tage hier, durchstreife dann die Bretagne und in 15 Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber selber.

XXI.

Paris, 13. October 1841.

Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erst heute antwortete, so liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, seit ich meine Badekur in den Pyrenäen so traurig unterbrach, an dem alten Uebel sehr leidet. Ja, letzteres hat sich so verschlimmert, daß mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte untersagt hat.

Meine Feinde rechneten nicht blos auf meine Abwesenheit, sondern auch auf meinen kranken Zustand, als sie das schändliche Complott gegen mich losließen, das ich Gottlob so gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Büberei einsieht, ebensogut wie die Verständigen

im Publikum, das weiß ich nicht, glaub' ich auch nicht, und in dieser Beziehung ist es gewiß gut, wenn noch etwas geschieht, um die ganze Scheußlichkeit des Preßfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten.

Zu meiner höchsten Freude erhielt ich dieser Tage den beiliegenden Artikel der Breslauer Zeitung, der mir ganz aus der Seele geschrieben, obwohl ich ganz fremd dabei bin und den Autor nicht weiß. Leider ist dieses Blatt im Süden nicht sehr verbreitet, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern, am liebsten wäre mir der Nürnberger Correspondent, diesen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfasser noch keine Kunde gehabt zu haben scheint. Selbst wenn der Wiederabdruck Ihnen etwas kosten sollte, müßte es geschehn, und ich will Ihnen gern das vergüten; nur muß nicht erwähnt werden, daß es Inserat ist. Die Büberei, womit

ich leider zu thun habe, ist so groß, daß ich meine Freunde angehen muß, sich in der deutschen Presse jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunsten zu regen.

Ich stehe ganz allein; aber ich habe etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringste zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen lassen, und meine Feinde haben immer zu Lügen ihre Zuflucht nehmen müssen, die in sich selbst zerfielen. —

Ich danke Ihnen für den liebreichen Wunsch, zu Ihnen nach Deutschland zu kommen; er läßt sich jetzt nicht ausführen.

Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathilden's Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit gesetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis einer von uns Beiden getödtet, ist gewiß gefährlicher als der

kurze Holmgang mit Salomon Strauß aus der Frankfurter Judengasse! — Welche Fülle von Intriguen und Bosheiten von dieser Seite gegen mich seit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. Damaskus ist wahrlich kein Mährchen!

Grüßen Sie mir herzlich Fr. K., die ich gern mal wiedersehen möchte; ich hätte bald die Augen zugemacht für immer.

Dieser Tage bin ich eingezogen, und meine Adresse ist jetzt H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne sehr hübsch, und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein.

XXII.

Paris, 17. October 1842.

Soeben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er sich nämlich beklagt, daß er in deutschen Blättern so hart mitgenommen werde. Ich hoffe, daß man ihm Uebertriebenes gemeldet, denn ich kann mir's gar nicht denken, daß dergleichen der Fall sei. Er verdient es wahrlich nicht; er ist so gut und wacker! Ich lieb' ihn sehr, und diese Liebe für einen Freund treibt mich, dem andern Freunde zu schreiben.

Meine Frau läßt grüßen. Sie treibt heute ihre Hauswirthschaft mit vielem Geräusch. In diesem Augenblick zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich korpulenter.

An August Lewald *).

I.

Paris, ... 1836.

vgl Dtz 116!

— — — Seit October hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, niemanden sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke. Und so habe ich oft dar=

---

*) Lewald hatte ihn um Mittheilung eines Fragments einer dramatischen Dichtung aus seiner Feder gebeten für die von ihm damals herausgegebene „Allgemeine Theater=revue." Er sagte für die Folge zu, schloß aber den Brief mit obigen Zeilen, die sich auf eine ernste Neigung beziehen, welche sich dazumal zu entwickeln begann und ihn sogar seinen Freunden und seiner literarischen Beschäftigung entzog.

über geseufzt, daß sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften; aber zum wirklichen Schreiben konnte ich nicht gelangen. Und das ist alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte. Warten Sie nur; in kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Komödianten schreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Comödien und meine Comödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen. Lesen Sie das hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.

II.

.... Mai 1837.

— — — Ich habe in einem früheren Briefe ausgesprochen, daß es nicht der politische Zustand ist, wodurch das Lustspiel in Frankreich mehr als in Deutschland gefördert wird. Dasselbe ist auch der Fall in Betreff der Tragödie. Ja, ich wage zu behaupten, daß Frankreichs politischer Zustand dem Gedeihen der französischen Tragödie sogar nachtheilig ist.

Der Tragödiendichter bedarf eines Glaubens an Heldenthum, der ganz unmöglich ist in einem Lande, wo Preßfreiheit, repräsentative Verfassung und die Bourgeoisie herrschen. Denn die Preßfreiheit, indem sie täglich mit ihren frechsten

Lichtern die Menschlichkeiten eines Helden beleuchtet, raubt seinem Haupte jenen wohlthätigen Nimbus, der ihm die blinde Verehrung des Volks und des Poeten sichert.

Ich will gar nicht einmal erwähnen, daß der Republicanismus in Frankreich die Preßfreiheit benutzt, um alle hervorragende Größen durch Spöttelei oder Verleumdung niederzudrücken und alle Begeisterung für Persönlichkeiten von Grund aus zu vernichten. Diese Verlästerungssucht wird nun außerordentlich unterstützt durch das s. g. repräsentative Verfassungswesen, durch jenes System von Fictionen, welches die Sache der Freiheit mehr vertagt, als befördert, und keine große Persönlichkeiten aufkommen läßt, weder im Volke, noch auf dem Throne. Denn dieses System, diese Verhöhnung wahrer Vertretung der Nationalinteressen, dieses Gemisch von kleinen Wahlumtrieben, Mißtrauen, Keifsucht, öffentlicher

Insolenz, geheimer Freiheit und officieller Lüge, demoralisirt die Könige ebenso sehr als die Völker.

Hier müssen die Könige Comödie spielen, ein nichts sagendes Geschwätz mit noch weniger sagenden Gemeinplätzen beantworten, ihren Feinden huldreich lächeln, ihre Freunde aufopfern, immer indirect handeln, und durch ewige Selbstverleugnung alle freien, großmüthigen und thatenlustigen Regungen eines königlichen Heldensinnes in ihrer Brust ertödten.

Eine solche Verkleinlichung aller Größe und radicale Vernichtung des Heroismus verdankt man aber ganz besonders jener Bourgeoisie, jenem Bürgerstand, der durch den Sturz der Geburtsaristokratie hier in Frankreich zur Herrschaft gelangte, und seinen engen, nüchternen Krämergesinnungen in jeder Sphäre des Lebens den Sieg verschafft. Es wird nicht lange dauern, und alle heroischen Gedanken und Gefühle müssen hier zu

Lande, wo nicht ganz erlöschen, doch wenigstens lächerlich werden.

Ich will bei Leibe nicht das alte Regiment adeliger Bevorrechtung zurückwünschen; denn es war nichts als überfirnißte Fäulniß, eine geschminkte und parfümirte Leiche, die man ruhig in's Grab senken, oder gewaltsam in die Gruft hineintreten mußte, im Fall sie ihr trostloses Scheinleben fortsetzen und sich allzu sträubsam gegen die Bestattung wehren wollte.

Aber das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, ist noch viel fataler. Und noch weit unleidlicher anwidern muß uns diese ungefirnißte Rohheit, dieses Leben ohne Wohlduft, diese betriebsame Geldritterschaft, diese Nationalgarde, diese bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederstößt, wenn du etwa behauptest, daß die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlensinn, nicht dem hochbe-

steuerten Rechnentalente gebührt, sondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft.

Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution so unermüdlich vorbereitet, sie würden erröthen, wenn sie sähen, wie der Eigennutz seine kläglichen Hütten baut an die Stelle der niedergebrochenen Paläste, und wie aus diesen Hütten eine neue Aristokratie hervorwuchert, die, noch unerfreulicher als die ältere, nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend, sich zu rechtfertigen sucht, sondern nur in Erwerbnissen, die man gewöhnlich einer kleinlichen Beharrlichkeit, wo nicht gar den schmutzigsten Lastern verdankt, im Geldbesitz ihre letzten Gründe findet.

Wenn man diese neue Aristokratie genau betrachtet, gewahrt man dennoch Analogien zwischen ihr und der früheren Aristokratie, wie sie neulich kurz vor ihrem Absterben sich zeigte. Der Geburtsvorzug stützte sich damals auf Papier, womit

man die Zahl der Ahnen, nicht ihre Vortrefflichkeit bewies. Es war eine Art Geburtspapiergeld und gab den Adeligen unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ihren sanctionirten Werth, und classificirte sie nach verschiedenen Graden des Ansehens, in derselben Weise, wie das heutige Handelspapiergeld den Industriellen unter Ludwig Philipp ihre Geltung gibt und ihren Rang bestimmt.

Die Beurtheilung der Würde und die Abmessung des Grades, wozu die papiernen Urkunden berechtigen, übernimmt hier die Handelsbörse, und zeigt dabei dieselbe Gewissenhaftigkeit, womit einst der geschworene Heraldiker im vorigen Jahrhundert die Diplome untersuchte, womit der Adelige seine Vorzüglichkeit documentirte. Diese Geldaristokraten, obgleich sie wie die ehemaligen Geburtsaristokraten eine Hierarchie bilden, wo immer Einer sich besser dünkt als der Andere, haben dennoch schon einen gewissen Esprit-de-

corps, sie halten in bedrängten Fällen solidarisch zusammen, bringen Opfer, wenn die Corporationsehre auf dem Spiele steht, und, wie ich höre, errichten sie sogar Unterstützungsstifte für heruntergekommene Standesgenossen. —

Ich bin heute bitter, theurer Freund, und verkenne selbst jenen Geist der Wohlthätigkeit, den der neue Adel, mehr als der alte, an den Tag gibt. Ich sage, an den Tag gibt; denn diese Wohlthätigkeit ist nicht lichtscheu und zeigt sich am liebsten im hellen Sonnenschein. Diese Wohlthätigkeit ist bei dem heutigen Geldadel, was bei dem ehemaligen Geburtsadel die Herablassung war, eine löbliche Tugend, deren Ausübung dennoch unsere Gefühle verletzte und uns manchmal wie eine raffinirte Insolenz vorkam.

O, ich hasse die Millionaire der Wohlthätigkeit noch weit mehr als den reichen Geizhals, der seine Schätze mit ängstlicher Sorge unter Schloß und Riegel verborgen hält. Er beleidigt uns

weniger als der Wohlthätige, der seinen Reichthum, den er durch Ausbeutung unserer Bedürfnisse und Nöthen uns abgewonnen hat, öffentlich zur Schau stellt und uns davon einige Heller als Almosen zurückwirft! —

III.

. . . . Mai 1837.

Wie Sie wissen, lieber Lewald, es ist nicht meine Gewohnheit, das Spiel der Comödianten, oder, wie man vornehm sagt, die Leistungen der Künstler mit behaglicher Wortfülle zu besprechen. Aber Edmund Kean, dessen ich in früheren Briefen erwähnte und auf den ich noch einmal zurückkomme, war kein gewöhnlicher Bretterheld, und ich gestehe Ihnen, in meinem englischen Tagebuche verschmähte ich nicht, neben einer Kritik der weltwichtigsten Parlamentsredner des Tages, auch über das jedesmalige Spiel von Kean meine flüchtigen Wahrnehmungen aufzuzeichnen. Leider ist, mit so vielen meiner besten

Papiere, auch dieses Buch verloren gegangen. Doch will es mich bedünken, als hätte ich ihnen einmal in Wandsbeck etwas über die Darstellung des Shylok von Kean im Kaufmann von Venedig daraus vorgelesen.

Der Jude von Venedig war die erste Heldenrolle, die ich ihn spielen sah. Ich sage Heldenrolle; denn er spielte ihn nicht als einen alten gebrochenen Mann, als eine Art Schewa des Hasses, wie unser Devrient that, sondern als einen Helden.

So steht er noch immer in meinem Gedächtnisse, angethan mit seinem schwarzseidenen Roquelaure, der ohne Aermel ist, und nur bis an's Knie reicht, so daß das blutrothe Untergewand, welches bis zu den Füßen hinabfällt, desto greller hervortritt. Ein schwarzer, breiträndiger, aber zu beiden Seiten aufgekrämpter Filzhut, der hohe Kegel mit blutrothem Bande umwunden, bedeckt das Haupt, dessen Haare, sowie auch die des

Bartes, lang und pechschwarz herabhangen und gleichsam einen wüsten Rahmen bilden zu dem gesundrothen Gesichte, worin zwei weiße lechzende Augäpfel schauerlich beängstigend hervorlauern.

In der rechten Hand hält er einen Stock, weniger als Stütze denn als Waffe. Nur den Ellbogen seines linken Armes stützt er darauf, und in der linken Hand ruht verrätherisch nachdenklich das schwarze Haupt mit den noch schwärzeren Gedanken, während er dem Bassanio erklärt, was unter dem bis auf den heutigen Tag gültigen Ausdruck: „ein guter Mann“ zu verstehen ist.

Wenn er die Parabel vom Erzvater Jakob und Laban's Schaafen erzählt, fühlt er sich wie versponnen in seinen eigenen Worten, und bricht plötzlich ab „ay, he was the thirst.“ Während einer langen Pause scheint er dann nachzudenken über das, was er sagen will; man sieht, wie sich die

Geschichte allmälich in seinem Kopfe rundet, und wenn er dann plötzlich, als habe er den Leitfaden seiner Erzählung wieder aufgefunden, fortfährt: „not take interest ....,“ so glaubt man nicht eine auswendig gelernte Rolle, sondern eine mühsam selbst erdachte Rede zu hören.

Am Ende der Erzählung lächelt er auch, wie ein Autor der mit seiner Erfindung selbst zufrieden ist. Langsam beginnt er: „Signor Antonio, many a time and oft,“ bis er zu dem Wort Dog kommt, welches schon heftig hervorgestoßen wird. Der Aerger schwillt bei „and spid upon my jewisch gabardine.... own.“ — Dann tritt er näher heran, aufrecht und stolz, und mit höhnischer Bitterkeit spricht er: „Well, then .... ducats.“ Aber plötzlich beugt sich sein Nacken; er zieht den Hut ab, und mit unterwürfigen Geberden spricht er: „Or, shall I bent low..... monies.“ Ja, auch seine Stimme ist alsdann unterwürfig; nur leise hört

man darin den verbissenen Groll; um die freundlichen Lippen ringeln kleine muntere Schlangen nur die Augen können sich nicht verstellen, sie schießen unaufhörlich Giftpfeile, und dieser Zwiespalt von äußerer Demuth und innerem Grimm endigt beim letzten Wort (monies) mit einem schaurig gezogenen Lachen, welches plötzlich schroff abbricht, während das zur Unterwürfigkeit krampfhaft verzerrte Gesicht einige Zeit larvenartig unbeweglich bleibt, und nur das Auge, das böse Auge, drohend und tödtlich, daraus hervorglotzt.

Aber das ist Alles vergeblich. Die beste Beschreibung kann Ihnen Edmund Kean's Wesen nicht deutlich machen. Seine Declamation, die Abgebrochenheiten seines Vortrages haben ihm Viele mit Glück abgelauscht, — denn der Papagei kann die Stimme des Adlers, des Königs der Lüfte, ganz täuschend nachahmen. Aber den Adlerblick, das kühne Feuer, das in die verwandte Sonne hinein schauen kann, Kean's Auge,

diesen magischen Blitz, diese Zauberflamme, das hat kein gewöhnlicher Theatervogel sich aneignen können. Nur im Auge Frederic Lemaitre's, und zwar während er den Kean spielte, entdeckte ich etwas, was mit dem Blick des wirklichen Kean die größte Aehnlichkeit hatte.

An Varnhagen von Ense.

Paris, 3. Januar 1845.

Theuerster Varnhagen!

Es ist dies der erste Brief, den ich in diesem neuen Jahre schreibe und ich beginne ihn mit dem herzlichsten Glückwunsch. Möge in diesem Jahre geistiges und leibliches Wohlsein Sie beglücken. Daß Sie von körperlichen Leiden so oft niedergedrückt, höre ich mit größter Betrübniß. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröstendes Wort zugerufen, aber Hekuba ist eine schlechte Trösterin. Mir ging es nämlich in der letzten Zeit spottschlecht und das Schreiben erinnert mich beständig an mein körperliches Mißgeschick;

ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge sehen, indem ich ein ganz geschlossenes und ein bereits sich schließendes Auge habe und jeder Brief mir nur neue Pein verursacht.

Ich ergreife daher mit innigster Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündlich Nachrichten von mir zukommen zu lassen und da dieser Freund in alle meine Nöthe eingeweiht ist, so kann er Ihnen umständlich mittheilen, wie entsetzlich mir von meinen nächsten Sippen mitgespielt worden und was etwa in dieser Beziehung noch für mich zu thun wäre.

Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabniß der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens, eine Habilité im Handeln, die mich wahrhaft in Erstaunen

setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlöscht, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung und Sie bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen werden gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, fischten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen.

Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen, sie hätten mich richtig geköpft — —

Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgestalten herumzutummeln im Mondschein, und ich schrieb Atta Troll, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind immer mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert unter Schrecken — es geht uns wie dem armen Huhn, das Enten-Eier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich in's Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt.

Ich bin durch Buchhändlerkontrakt verpflichtet, den Atta Troll herauszugeben; das soll in einigen Monaten geschehen — mit Vorsicht, damit man mir nicht den Prozeß macht und mich köpft.

Sie merken, theurer Freund, wie vag', wie ungewiß mir zu Muthe ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet. Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reifen mir die Brust einklemmt, so wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schooße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen, und fast tödtlich getroffen.

Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmords-Versuch sehen. Die schleichende Mittelmäßigkeit, die 20 Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich

ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch das eine alte Geschichte, die sich immer erneut.

Ja, ich bin sehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten. Eine müde Blume, ist sie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk, und wurzelt noch fest in Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, theuerster Varnhagen. Mein Freund Lassalle wird Ihnen sagen, wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um so begreiflicher, da ich jetzt gar nicht lesen kann und bei den langen Winterabenden nur an Erinnerungen mich erheitere.

An A. Weerth.

Paris, den ~~5. Januar 1845.~~

Liebster Herr Weerth!

Sie werden gewiß selber schon mal die Bemerkung gemacht haben, daß wir öfter an Diejenigen denken, denen wir aus Saumseligkeit eine Antwort schuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir immer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief schreiben und mit solchem gleichsam so bald als möglich abzufertigen suchen. So geschieht es auch, daß Sie, lieber Weerth, sich täglich in meinem Gedächtniß immer tiefer einwurzeln, während ich mir beständig den Vorwurf mache, daß ich Ihnen für die vielen freund-

lichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet und besonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgesprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine gesunde Stunde, die nie kam und heute endlich entschließe ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben nicht mehr als je in diesem Augenblicke leidend und sauertöpfisch gestimmt bin. Seit einigen Wochen ist mein Zustand viel schlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtsinn auf Besserung hoffen und auf den ärgsten Fall mich vorbereitend, suche ich wenigstens meine Briefschulden zu zahlen. Aber auch meine andern Schulden tilge ich gewissenhaft, und es ist vielleicht noch kein Dichter so philisterhaft respectabel gestorben, wie ich es sein werde, wenn mich der Herr zu sich rufen wird zum ewigen Leben wie die Frommen sagen. Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede gefallen hat, leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin

auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstracte Verstandeskauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion, noch die der Philosophie, werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntniß geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mißgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich habe vor einiger Zeit wieder Eckermanns Gespräche mit Goethe gelesen und ein wahrhaft pomadiges besänftigendes Vergnügen daran gefunden. Lesen Sie doch diese 2 Bände, im Fall Sie sie noch

nicht kennen und im Fall Sie vielleicht den später erschienenen dritten Theil dieser Gespräche auftreiben können, suchen Sie mir denselben gelegentlich zukommen zu lassen. Ich beschäftige mich gern zu meiner Geistesabspannung mit solcher Lektüre; meistens lese ich jetzt Reisebeschreibungen und seit 2 Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Ueberdruß, den mir die Weißen einflößen, ist wohl Schuld daran, daß ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüsant ist. Diese schwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unsere heimischen Landesväter, obgleich sie ebenfalls von Menschenrechten wenig wissen und die Sclaverei als etwas Naturwüchsiges betrachten. Ich hoffe, daß Ihnen mein Romanzero, besonders aber mein Faust gefallen wird. Gott weiß, daß ich auf diese Bücher keinen großen Werth lege, und daß sie nicht so bald das Tageslicht gesehen hätten, wenn

Campe mir nicht die Daumschrauben angelegt. Ich komme zu dieser Publication, wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern. Campe kann Ihnen erörtern, wie ich das meine. Ueber das Schicksal meiner Bücher bin ich ganz in Ungewißheit, da Campe, seit er alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber gibt. Trifft dieser Brief Sie in Hamburg, so erfahre ich etwas vielleicht darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuschrift erfreuen.

Ich bin so betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmerzen zu betäuben, so daß ich kaum weiß, was ich diktire. Dazu kommt, daß schon diesen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen und langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauschte. Durch diesen Austausch von Ideen habe ich vielleicht seine dummen Ideen im Kopfe behalten und ich habe vielleicht einige Tage nöthig, ehe ich mich

derselben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken fassen kann. Der Mann sah alles grau in grau, was auch seine eigene Farbe ist, er sagte, Deutschland stände an einem Abgrunde — nun da ist es gut, daß Deutschland kein wildes Roß ist, sondern ein gescheutes Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht schwindelt und das an dem Rand desselben ruhig hinwandeln kann.

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, läßt Sie freundlich grüßen.

Hier ist alles ruhig, nur daß der Polizeipräfect jüngst, ein zweiter Herodes, gegen unsere unschuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabsichtigte und die armen Kinder sehr ängstigte. Sie mußten sich alle auf die Polizei verfügen, um ihre hiesige Existenz zu beweisen was manchem sehr schwer ward, der weder Existenz, noch Existenzmittel besitzt. Jener Herodes meinte, daß sich ein politischer Heiland unter

uns befände und die Denunciation rührt leider von einer Person her, der es nicht an Bildung fehlt und die sogar ein Literat ist. — das sind verteufelt schauderhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, daß solche Personen sich Jahre lang mir nahen konnten, so wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche schreckliche Sache ist das Exil? Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Coalisation aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie.

Leben Sie wohl, theuerer Freund, und bleiben Sie heiter zugethan Ihrem herzlich ergebenen 2c.

An Dr. med. L. Wertheim. *)

Paris, 22. December 1845.

Liebster Doctor!

Ich theile ganz Ihre Ansicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieser Dame, als ich mich mit ihm geschossen hatte und ver-

*) Die maaßlosen Angriffe, welche sich Heine in seiner Schrift über Börne „in einer menschlichen Stunde" gegen Madame Wohl erlaubt hatte, und die das bekannte Duell zwischen ihm und deren Ehegatten herbeiführten, erheischten noch eine öffentliche Sühnung und Ehrenerklärung. Heine wählte dazu eine passende, angemessene Form, die des Briefes an einen gemeinschaftlichen Freund, den Dr. L. Wertheim, den Letzterer dem Herrn Salomon Strauß, zweitem Ehegatten der Madame Wohl, zur Ver-

wundet ward, die in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlassen, so würde ich mich gewiß meinerseits beeifert haben, seiner Frau die bündigste Ehrenerklärung zu geben, um so mehr, da ich schon damals die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu

---

öffentlichung mittheilte. Diese erfolgte denn auch in Nr. 3 der Augsburger Allgemeinen Zeitung von 1846, begleitet von nachfolgenden Zeilen des Herrn Strauß an die Redaction:

Geehrter Herr Redacteur! Herr Dr. Wertheim dahier hat mir nachstehenden Brief des Herrn H. Heine im Original zukommen lassen und mich berechtigt, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen; ich ersuche Sie, denselben wörtlich in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen. Ihr ergebener Diener

Salomon Strauß.

Paris, den 26. December 1845.

beurkunden. Ich veranstalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbesserte Gesammtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die Stellen, welche Madame Straus persönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame diese Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im ursprünglichen Manuscripte standen, wie ich es nach Hamburg zum Drucke schickte, und daß sie erst später, als ich mir dasselbe wieder zur Durchsicht hierher zurückschicken ließ, flüchtig hineingeschrieben wurden, in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provocation.

Ihr Freund H. Heine.

An — — — —

Bad Barèges in den Pyrenäen, 21. August 1846.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

(Anhang zu dem Briefe vom nämlichen Datum, den der Verfasser seinen vermischten Schriften einverleibt hat.)

Eine Diversion in der hiesigen Langeweile gewährten die Klatschgeschichten, die Chronica der Wahlen, welche auch in unsern Bergen ihr scandaloses Echo gefunden. Die Opposition hat in dem Departement des Hautes Pyrenées wieder eine Niederlage erlitten, und das war vorauszusehen bei der politischen Indifferenz und grenzen-

losen Geldgier, die hier herrschen. Der Candidat der Bewegungspartei, der zu Tarbes durchfiel, soll ein rechtschaffener braver Mann sein, der wegen seiner Ueberzeugung und treuen Ausdauer gerühmt wird, obgleich auch bei ihm, wie bei so vielen andern Gesinnungshelden, die Ueberzeugung eigentlich nur ein Stillstand im Denken ist, und die Ausdauer dabei nur eine psychische Schwäche. Diese Leute beharren bei den Grundsätzen, denen sie bereits so viele Opfer gebracht haben, aus demselben Grunde, warum manche Menschen sich nicht von einer Maitresse losmachen können; sie behalten sie, weil ihnen die Person ja doch schon so viel gekostet hat.

Daß Herr Achilles Fould zu Tarbes gewählt worden und in der nächsten Deputirtenkammer wieder die hohen Pyrenäen repräsentiren wird, haben die Zeitungen zur Genüge berichtet. Der Himmel bewahre mich davor, daß ich Particularitäten der Wahl oder der Person hier mittheile.

Der Mann ist nicht besser und nicht schlechter als hundert Andere, die mit ihm auf den grünen Bänken des Palais-Bourbon übereinstimmend die Majorität bilden werden. Der Auserwählte ist übrigens conservativ, nicht ministeriell, und er hat von jeher nicht Guizot, sondern Herrn Molé protegirt. Seine Erhebung zur Deputation macht mir ein wahrhaftes Vergnügen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil dadurch das Princip der bürgerlichen Gleichstellung der Israeliten in seiner letzten Consequenz sanctionirt wird. Es ist freilich, sowohl durch das Gesetz wie durch die öffentliche Meinung, hier in Frankreich längst der Grundsatz anerkannt worden, daß den Juden, die sich durch Talent oder Hochsinn auszeichnen, alle Staatsämter ohne Ausnahme zugänglich sein müssen. Wie tolerant dieses auch klingt, so finde ich hier doch noch den säuerlichen Beigeschmack des verjährten Vorurtheils. Ja, so lange die Juden nicht auch ohne Talent und ohne Hochsinn zu

jenen Aemtern zugelassen werden, so gut wie Tausende von Christen, die weder denken noch fühlen, sondern nur rechnen können, so lange ist noch immer das Vorurtheil nicht radical entwurzelt, und es herrscht noch immer der alte Druck! Die mittelalterliche Intoleranz schwindet aber bis auf die letzte Schattenspur, sobald die Juden auch ohne sonstiges Verdienst, blos durch ihr Geld, zur Deputation, dem höchsten Ehrenamte Frankreichs, gelangen können, ebenso gut wie ihre christlichen Brüder, und in dieser Beziehung ist die Ernennung des Herrn Achilles Fould ein definitiver Sieg des Princips der bürgerlichen Gleichheit.

Noch zwei andere Bekenner des mosaischen Glaubens, deren Namen einen ebenso guten Geldklang hat, sind diesen Sommer zu Deputirten gewählt worden. Inwieweit fördern auch diese das demokratische Gleichheitsprincip? Es sind ebenfalls zwei millionenbesitzende Bankiers, und

in meinen historischen Untersuchungen über den Nationalreichthum der Juden von Abraham bis auf heute werde ich auch Gelegenheit finden, von Herrn Benoït Fould und Herrn von Eichthal zu reden. Honni soit qui mal y pense. Ich bemerke im voraus, um Mißdeutungen zu entgehen, daß das Ergebniß meiner Forschungen über den Nationalreichthum der Juden für diese sehr rühmlich ist und ihnen zur größten Ehre gereicht.

Israel verdankt nämlich seinen Reichthum einzig und allein jenem erhabenen Gottesglauben, dem es seit Jahrtausenden ergeben blieb. Die Juden verehrten ein höchstes Wesen, das unsichtbar im Himmel waltet, während die Heiden, unfähig einer Erhebung zum Reingeistigen, sich allerlei goldene und silberne Götter machten, die sie anbeteten. Hätten diese blinden Heiden all das Gold und Silber, das sie zu solchem schnöden Götzendienst vergeudeten, in baares Geld umge-

wandelt und auf Zinsen gelegt, so wären sie ebenfalls so reich geworden wie die Juden, die ihr Gold und Silber vortheilhafter zu placiren wußten, vielleicht in assyrisch-babylonischen Staatsanleihen, in Nebukadnezar'schen Obligationen, in egyptischen Canalactien, in fünfprocentigen Sydoniern und anderen classischen Papieren, die der Herr gesegnet hat, wie er auch die modernen zu segnen pflegt.

Offener Brief.

Cauterets, 7. Juli 1847.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Schelsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontroliren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen

verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muthe gegen schnöde Preßbengelei eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt

ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf desselben nicht mit dem gehörigen Respekt gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Prinzipien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe dieses längst eingesehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahinlautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der Mainzer Zeitung behauptet wird, ist, ebenso wie die dabei mitgetheilte Erzählung von der Insultirung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entferntesten von irgendjemand auf den Straßen

von Paris insultirt worden, und der Held . . ., der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eigenes, alleiniges Zeugniß, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenwortes bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der . . . bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich verbrachte. Dießmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel in der Mainzer Zeitung, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pyrenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe etwas erfahren und widersprechen konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch dießmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung ent-

gegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Rechnenkünste. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der Leipziger allgemeinen Zeitung sagen, der jeder fremden Arglist so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt, meinem Leumund zu schaden? — An einem geeignetern Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den obenerwähnten Lügen eine so schnelle Publizität angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.

Heinrich Heine.

An Joseph Lehmann *).

Paris, 5. October 1854.

Ihren freundlichen Brief habe ich gestern erhalten, und beeile mich um so mehr, Ihnen zu schreiben, da ich Ihnen anzeigen muß, daß die Pièçen, die Sie mir zugeschickt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen sind. Das Paquet mit diesen kleinen Druckschriften, das Sie wahrscheinlich auf die Eisenbahn hierher gegeben, ist bis zu dieser Stunde nicht angekommen, und ich bitte Sie, gefälligst darüber an die Behörden ein

*) Redakteur des Magazins des Auslandes. Der Brief ist dictirt, aber von Heine mit fester Hand groß und deutlich unterschrieben.

Rundschreiben zu erlassen; ich hoffe, auf diesem Wege wird mir das Paquet bald zukommen.

Ich habe meine Wohnung geändert, und wohne jetzt: aux Batignolles 51 grande vue. Diese neue Wohnung, die ich comfortable einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieses Monats verlassen müssen, da die darin herrschende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung in Betreff der Allgemeinen Zeitung. Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar nichts, da ich gänzlich isolirt lebe, und außer meinen beiden Secretairen, die beide zu anständig sind, um sich mit deutschem Klatsch zu beschäftigen, sehe ich keinen einzigen Deutschen. Mein Buchhändler schreibt mir nur, was eben seine eigenen Interessen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch Manches von dorther verschwiegen, was sehr lächerlich ist, da ich bereits früher gegen

alle Rohheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meisten weltlichen Eitelkeiten abgestorben bin.

Meine Frau hat die meisten Deutschen von meinem Hause verscheucht, manchen sogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen. Auch sind Viele in den letzten Jahren durch den Tod fortgerafft worden, theils abgereist, oder sitzen in Irren- oder Zuchthäusern, so daß ich, wie ich Ihnen sage, vom Vaterlande nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer bestimmten Lüge widersprechen müßte, und in dieser Beziehung wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir häufiger schrieben; sicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich sogar amusiren. Dann auch, da ich, sobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren versenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich

lebend, der längst todt ist; und manchen glaube ich todt, der unterdessen blos dumm geworden oder schlecht. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein Furore des Beifalls mein Aufsatz in der Revue des deux Mondes gemacht hat. In einigen Wochen soll er ganz gedruckt in meinem Buche de l'Allemagne erscheinen, für welches derselbe als Schlußcapitel geschrieben ist.

Ich gebe meine Werke auf Französisch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger Bonnetier d. h. baumwollener Nachtmützenfabrikant war, und ich gab Ersteren den Vorzug, vielleicht eben, weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich, sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurtheil der Juden mich nicht leiten

lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen läßt, so werden sie wenigstens dankbar sein und uns weniger übervortheilen als die christlichen Collegen. Eine große Civilisation des Herzens blieb durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deshalb auch so schnell theilnehmen an der europäischen Cultur, weil sie eben in Betreff des Gefühls nichts zu erlernen hatten, und nur das Wissen sich anzueignen brauchten. Doch das wissen Sie Alles besser wie ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständniß dessen, was ich in meinen „Geständnissen" gesagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, dasselbe Ihnen zu senden, so bekommen Sie es gewiß doch erst an dem Tage, wo auch der Messias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Esel kommt und nicht die Eisenbahn benutzen will.

Es ist mir unendlich lieb, daß Sie das, was

ich Ihnen über die Gasbeleuchtungsflouerie des wackern Herrn F. gesagt, nicht vergessen haben; er hat meinen Bruder Gustav wirklich durch die abgefeimtesten Lügen von seiner Verfolgung meiner Interessen abzustehn vermocht, und er speculirt auf meine Krankheit, die ihn von jeder Ahndung eines Morgens befreien würde. Er irrt sich aber sehr.

Ich weiß kaum, was ich dictire, so schläfrig macht mich nämlich der Uebergenuß des Opiums, und ich schließe, indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundschaftlichst grüße.

An St. René Taillandier *).

(Fragment.)

Paris, ... 1855.

Mein Kopf ist zu zerrüttet, als daß ich im Stande sein sollte Noten zu dictiren. Ich beschränke mich darauf Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt nicht genau in den Biographien angegeben ist, die Sie über mich lesen können. Diese Ungenauigkeit mag, unter uns

*) Taillandier, der ausgezeichnetste, geistig reichbegabte Kenner der deutschen Literatur in ganz Frankreich, wünschte von Heine die Angabe seines Geburtstages und hatte sich dieserhalb schriftlich an ihn gewandt; die gewünschte Antwort ertheilte Heine in dem nachfolgenden Billet.

gesagt, die Folge eines absichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion sein; man wollte mich dadurch vom Dienst Sr. Maj. des Königs von Preußen befreien. Seitdem sind nun fast alle unsere Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, so finde ich daselbst als meinen Geburtstag den 12. December 1799. Wichtig ist nur, daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich schon mit sechzehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon schrieb. Sie können es im Buch der Lieder unter dem Titel „die beiden Grenadiere“ finden, und es wird Ihnen beweisen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiser galt. Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals stolz auf diese Abkunft; auch habe ich mich niemals gerühmt Lutheraner zu sein, obgleich ich ebenso gut wie die frömmsten meiner Berliner

Feinde dem evangelischen Glauben angehöre, die mir doch immer vorwerfen, ich hätte gar keine Religion. Ich fühlte mich sogar gedemüthigt nur für ein gewöhnliches menschliches Geschöpf zu passiren, ich, dem doch der Philosoph Hegel glauben machte, ich sei Gott! Wie war ich da stolz auf meine Gottheit! Welche Ideen hatte ich nicht von meiner Größe! Das war eine schöne Zeit für mich; ach! sie ist seit lange verschwunden, und nur mit Trauer denke ich an dieselbe jetzt, wo ich auf dem Rücken elend ausgestreckt daliege. Meine Krankheit macht fürchterliche Fortschritte.

An Dr. A. Stahr.

Paris, 7. Octbr. 1855.

Ich bin nicht nachlässig, liebster Freund, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher besorgen.

Die Allemagne, die Lutèce und die Poëmes et Légendes bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und sie mögen in Ihrer Bibliothek als Curiosität prangen.

Den zerrissenen ersten Theil des Salons, so wie auch die Revue des Deux Mondes bitte ich jedoch, sobald Sie dieselben nicht mehr bedürfen, mir zurückzusenden.

Ich habe dem Herrn Taillandiet Ihre Adresse gegeben, der unserer hochgeehrten und geliebten Freundin seine Aufwartung machen wollte. Ich schmachte nach Ihrem Kommen um so mehr, als ich nichts mehr zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen leider ein sehr zähes Leben haben.

Ihr Freund

Heinrich Heine*).

---

*) Dr. Stahr commentirt obiges Billet Heine's selbst, welches er bei seinem letzten Besuch in Paris erhielt, mit folgenden Worten: Heine klagte über den gänzlichen Mangel an deutschen Büchern und fragte, ob wir nichts mitgebracht, und ob nicht wenigstens Fanny Lewald ihren letzten großen Roman, die „Wandlungen", bei sich habe, von dem er so viel gehört und den er sich nicht habe verschaffen können.

Ich versprach, ihm das letztere Buch, an dem ihm viel gelegen zu sein schien, zu verschaffen, da es sich im Besitze eines unserer Freunde befand, und auch die Verfasserin von seinem wiederholt ausgesprochenen Wunsche, sie wiederzusehen, zu unterrichten, da sie ohne genaueren Bericht über sein Befinden mich nicht habe begleiten

wollen. Er bat dringend, sie bald zu ihm zu führen, da wir ihm immer willkommen seien. „Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie mir beide ein paar Stunden zuwenden, selbst wenn es mir schadet. Ein Genuß ist mir's immer, und Verkürzung meines Daseins durch Genuß ist ja geradezu ein Glück in meinem Falle."

Wenige Tage darauf erhielt ich einen Brief von seiner Hand, mit Bleistift geschrieben. Ich hatte gewünscht, seine ins Französische übersetzten Sachen zu sehen; er sandte sie mir mit als Geburtstags-Geschenk mit obigen Worten.

Anhang.

(Zu Seite 111.)

Dem Briefe Heine's an Christian Grabbe lasse ich einige Zeilen zur Erinnerung an Letzteren sammt einigen hier bezüglichen Briefen folgen:

Der Beginn meiner Bekanntschaft mit Grabbe fällt in das Jahr 1829. Ich redigirte damals ein Provinzial-Unterhaltungsblatt. Grabbe hatte durch seine in zwei Theilen zuerst erschienenen dramatischen Dichtungen schnellen Ruf erworben. Man ahnte in ihm einen wiedererstandenen Schiller. Was Wunder, daß ich als Journalredacteur hieraus Veranlassung nahm, ihn als Mitarbeiter für das meiner Redaction anvertraute

Blatt zu gewinnen, und ihn wirklich dafür gewann. Hier einige der wenigen aufbewahrten Briefe von ihm während der Zeit seiner Mitarbeiterschaft an den von mir redigirten „Unterhaltungsblättern.“ Die beiden ersten sind ohne einleitende Mittheilung genugsam verständlich; dem dritten muß eine weitläufigere Einleitung vorhergesandt werden.

I.

Detmold, den 2. August 1829.

Hochgeehrtester Herr!

Ich muß die triviale, aber wahre Entschuldigung gebrauchen, daß meine Geschäfte mich verhindert haben, Ihr geehrtes Schreiben vom 24. Juni c. bis jetzt zu beantworten. Ich bin Auditeur, Advocat, Dichter, habe in allen drei Sachen viel zu thun, und lebe doch gern wüst und träge, insofern ich nur meine Pflicht erfülle.

Antheil an den Unterhaltungsblättern könnte ich nur insofern nehmen, als ich Ihnen vor dem Druck Probescenen aus meinen künftigen Dramen, falls mein Buchhändler nichts dagegen hat, mittheilen könnte; denn sonstige Aufsätze sind mir fast unmöglich. Bedenken Sie, eben kömmt mein Barbarossa aus dem Druck, ein Lustspiel; Aschenbrödel ist wieder darin; Kaiser Heinrich VI. geht im September c. ab; im November c. Napoleon oder die 100 Tage, und Ende December c. sehr wahrscheinlich das Trauerspiel: die Abbasiden. Dabei Bauern, Processe, Untersuchungen und die unseligste, unruhigste Natur, die mich kaum zwei Stunden des Tages arbeiten läßt.

Meine mir zugesendeten Exemplare des Barbarossa sind leider ausgegeben und mußten ausgegeben werden an Den und Den, sonst übersendete ich Ihnen Eines. Künftig send' ich Ihnen stets ein Exemplar meiner Stücke und lieb wär'

es mir, wenn Sie in den Unterhaltungsbättern tadelnd oder lobend, sowohl frühere als jetzige erwähnten.

Ich bin hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Grabbe.

Eine baldige Antwort? Geht es?

II.

Detmold, den 23. August 1829.

Hochgeehrtester Herr!

Anbei die Probescenen aus Aschenbrödel. Ich weiß nicht, ob Sie die 2., wo die Ratte kommt, ganz einrücken lassen können. Sie (die Ratte) hat kuriose Ideen. Vielleicht geht's, — sonst schneiden Sie gefällig, oder lassen Sie aus, — Ach, es geht durch. Ich weiß es am Gothland. —

Tadeln Sie meine Productionen nach Belieben. Ich schätze Tadel, besonders, wo Verstand

dabei ist, wie bei — (Nun, ich will nicht caressiren.) Ich hätte gern ein Exemplar Ihrer Recension des Don Juan.

Wie gefällt Ihnen Barbarossa? Lassen Sie uns Freunde bleiben, und verzeihen Sie meine wilden Briefe und Couverte. Es geht so: auf Ehre, ich habe gestern Wagen und Pferd zerschmettert und liege halb krank. — Antwort?

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Grabbe.

Ich hatte seine Tragödie Don Juan und Faust recensirt. Meine Recension lautete also im Literaturblatt zu den von mir redigirten Unterhaltungsblättern 1829 Nro. 10:

„Eine wahre Apostasie und Ketzerei wider den alten, dramaturgischen Glauben, ein keckes Abtrünnigwerden vom Pabste Aristoteles und seinen Glaubenssatzungen — nichts anders ist diese Tragödie. Drob werden die kritischen Mönchs-

und Bettelorden heulen, wehklagen und Miserere singen, zugleich aber auch als die Leibgarde ihres Herrn das Ansehen seines Stuhles zu rächen und zu vertheidigen suchen wider solche poetische Gottlosigkeit. Nicht genug, daß das Dogma von den drei Einheiten mit Füßen getreten wird, auch die Katastrophe nach der heiligen Lehre der Dramaturgie fehlt; ganz mit Recht; denn wo der Teufel sein Spiel treibt, da stürzen alle Dogmen und Lehren. Mit schwarzer Kralle fährt er hinein, und es geschieht sein Wille; denn jede Theorie ist ihm grau — wenn nicht schwarz. Aber trotz aller dieser Anti-Aristotelismen ist die Tragödie Grabbe's ausgezeichnet und zwar allein durch ihre Charaktere. Sie sind die Seele des Drama's; denn wo wahre Charakteristik fehlt, da sind die Personen des Stückes hölzerne Marionetten, und das Drama, selbst auch noch so streng und gewissenhaft nach dem Maaße der alten Poetik geschneidert, nichts

anders als eine Puppenspielskomödie, worin man Dräthe und Schnüre sammt den Holzfüßen der Puppen schaut, welche, wie der Pferdefuß den Teufel, Alles verrathen."

„Vorzugsweise verdient aber die Idee, welche der Tragödie zum Grunde liegt, vollste Anerkennung. Sie stellt in einem dramatischen Bilde die beiden Antipoden menschlichen Strebens dar, Faust und Don Juan. Jener strebt noch Erkenntniß, dieser nach Genuß. Beide sind und bleiben ungesättigt; ein reger Durst foltert sie; wo der Teufel ist, fehlt Glaube und Liebe. Faust ist Gedanke, Don Juan Gefühl. — Stellen wir beide Charakter kurz dar, wie sie sich in der Tragödie dargestellt finden."

„Don Juan's Ziel, Seligkeit und Gott sind Weiberreize und Lust der Welt:"

Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf. Ist's Gott —

Nun um so größern Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genusse seiner Speise
Am Besten — —
Die Donna such' ich auf und hoff'
In ihren Armen seliger zu ruh'n
Als Ihr im Paradies in Gottes Anschau'n.

Nicht strebt er nach dem Besitz Einer; er will Alle nicht besitzen, sondern genießen. Deshalb ist ihm die Ehe ein Graus.

Todschlag von Räubern
Ist Kleinigkeit, doch Heirath! Heirath! Ha
Das ist der Winter, der wohl mit der Kraft
Des Eises die bewegte Well' des Bachs
Aufesselt, doch sie auch erstarren macht.
Das ist der frevelhafte, künstliche
Versuch, die frei'ste, göttlichste Empfindung aus
Der Waldesfrei' in die Familienstub'
Zu locken — das heißt Nachtigallen zu
Hausvögeln machen — eine Glut, die nie
Gewohnheit werden kann, noch darf.
— — — — Ha, das Mädchen, das
Ich lieb', umarme, das ich hasse oder
Das Geld hat, heirath' ich.

Und so ist ihm jedes Mittel zur Erreichung seines Zwecks gut. Durch eine Reihe von Verbrechen und Todsünden geht er seine Bahn, die er selbst im letzten Stündlein nicht bereuen will, und seine Antwort auf die Frage: „Willst du bereuen und dich bessern?“ ist:

Was
Ich bin, das bleib' ich! Bin ich Don Juan,
So bin ich doch nichts, werde ich ein And'rer!
Weit eher Don Juan im Abgrundsschwefel
Als Heiliger im Paradieseslichte!
Mit Donnerstimme hast du mich gefragt,
Mit Donnerstimme geb' ich dir die Antwort: Nein.

Da wirft der Teufel seinen Mantel in die Höhe, und die Flammen der Hölle schlagen über Don Juan zusammen.

Faust strebt nach Erkenntniß im gäulenden Bewußtsein, nichts zu wissen. Düstere Nacht umgiebt seinen Geist; nichts schafft ihm Licht.

Golgatha,
Du Schädelstätte, wo das Licht der Welt
Der Todesnacht sich hingab, daß es sie

Verkläre — auch dein Strahl dringt nicht hieher;
Du großes Buch, du Bibel (Fels des Glaubens sagt man)
Von Varianten voll und Doppelsinn,
Voll Weisheit und voll sonderbarer Sprüche,
Mit keinem sichern Laubdach überwölben
In diesem dunkeln Sturm mich deine Blätter
Welk, trocken fallen sie wie Laub des Herbstes,
Und wenn ich's nicht im Innern spüre, führen
Nicht tausend Bibeln, tausend Paradiese,
Nicht alle Ewigkeiten mich zum Heil!

Er kann nichts glauben, eh' er es nicht weiß; nicht wissen kann er, eh' er es nicht glaubt. Das ist das Räthsel, das unaufgelös't vor ihm liegt. Er nennt selig, die den Schein für Licht halten und blindlings glauben. Aber er will lieber unter Qualen bluten, als glücklich sein aus Dummheit. Rom suchte den Blick der Menschheit in's Endlose aufzufangen; St. Petrus Kuppel ist geborsten vor Luther's Donnerruf; er hat den Wahn verjagt, zernichtet, aber etwas Andres — Wahrheit hat er nicht gegeben; nur offener als je thut sich vor dem enttäuschten

Auge die Tiefe auf. Er hat die Gottheit gesucht, und steht am Thore der Hölle. Ein Ziel muß er haben. Giebt es einen Pfad zum Himmel, so führt er durch die Hölle — mindestens für ihn. Deshalb verschreibt er sich dem Teufel, daß er ihn mit all seiner Kraft von des Wissens Grenzen zum Reich des Glaubens trage. Doch auch er wird der Hölle Raub, ohne den Himmel erreicht zu haben.

So hat der Dichter den Faust des Nordens und des Südens — den nichts anders ist Don Juan — aufgefaßt, und um sie dem Leser und Zuschauer also vorzuführen, bedurfte er der Ereignisse, wie auch Aristoteles will, die den Rahmen bilden, worin die beiden Charaktere gleich Portraits gefaßt sind. Und dies geschieht in vier Aufzügen."

Hierauf ließ ich eine Exposition des Stückes, in's Detail gehend, folgen, und schloß dann die Recension also:

„Dies ist das Knochengerippe, das Skelett, welches der Dichter mit poetischen Muskeln und Nerven, Mark und Blut zu einer kräftigen, dramatischen Gestalt erhoben hat.

Die kritischen Medici mit und ohne Doctorhütchen werden Eiter und Fäulniß darin wittern. Schon wetzen sie mit Behagen ihre Secirmesser und Amputirinstrumente. — So schneidet denn wacker zu, ihr Herren, es ist kein hektischer Kadaver, der vor euch liegt!“

Meine Recension hatte Grabbe's höchsten Beifall; ihn und seinen Dank dafür mir auszusprechen, war der Zweck des nachfolgenden Briefes an mich.

III.

Detmold, den 16. December 1829.

O Gott,

ein kleiner Brief, aber voll großen Dankes. Eben geht Kaiser Heinrich ab. Aschenbrödel wird erst nach ihm gedruckt. Zufälle hinderten

es. Bitte, recensiren Sie den Barbarossa und theilen Sie mir die Recension mit. Die über Don Juan und Faust hat mir sehr gefallen. Sie packt den Nerv des Stückes. Pto Tadels geniren Sie sich bei mir nicht. Wollen Sie Probescenen aus Heinrich? — Nur müßte ich dann bitten, daß ich die Abschreibe-Gebühren, die ich selbst zahlen muß, dann per Postvorschuß entnehme. Will's Ihr Verleger nicht, auch gut, — ich thu' es Ihretwegen. An Honorar denke ich bei Journalen nicht. Den Heinrich erhalten Sie, so wie er ankömmt. — Beim Barbarossa bitte ich nicht zu vergessen, daß ich eigentlich meiner Natur und äußeren Lage nach zum Historiker bestimmt war, die Geschichte wirklich genau kenne und Mancher sich irrt, wenn er an Kleinigkeiten häkelt und nicht merkt, daß ich als Dramatiker nur den Geist hervorziehen durfte. — O Eigenlob! — Glück und Gruß und Hochachtung von

Ihrem Grabbe.

IV.

Detmold, den 30. Januar 1830.

Geehrtester Herr!

Der linke Arm ist mir seit 4 Wochen zerschmettert; darum kann ich nur kurz antworten. Zu Ihrem Taschenbuch Aurora alles Glück! brauchen Sie meinethalben auch meinen Namen dazu. Scenen aus Heinrich VI. kann ich geben, aus Napoleon, der bei meinem Wundfieber still, nicht. Abschreibegebühr verlange ich dabei auch nicht, denn das Taschenbuch ist in ihrem Interesse; obgleich ich mich wiederholt erbiete, auch Ihren Blättern (für deren Uebersendung ich schon Ihnen und Ihrem Herrn Verleger Dank schuldig bin,) Scenen auch ohne diese mir sonst als Geschäftsmann unwillkührliche (welch Wort!) Gebühr, gern zu liefern.

Verzeihung wegen dieses Briefes, dieser Schrift, dieses Papiers, dieser späten Antwort auf Ihr letztes Schreiben! Ein Schlitten, in